Neuer Sagenschatz

Neuer Sagenschatz.

Gesammelt

von

Otto Lehmann u. a.

Rob. Bachmann, Berlin C. 19
Wallstraße 17—18.

Inhalts-Verzeichnis.

1. **Kleve.** Der Schwanenritter 3
2. **Aachen.** Die buckeligen Musikanten 20
3. **Rolandseck.** Die Sage von Rolandseck 38
4. **Maria Laach.** Die heilige Genoveva 75
5. **Königswinter.** Der Drachenfels 87
6. **Lore-Ley.** Die Jungfrau vom Lurleifels 92
7. **Kaub.** Die Pfalz im Rhein 96
8. **Ingelheim.** Eginhard und Emma 98
9. **Rheinstein.** Die Braut von Rheinstein 108

Kleve.

Der Schwanenritter.

Gottfried von Bouillon war der Oheim der Prinzessin Beatrix von Kleve; es war also auch ganz natürlich, daß ihr Vater, der Herzog Robert von Kleve, der Gatte von Gottfrieds Schwester, sich entschloß, seinen Schwager auf dessen Kreuzzug nach dem gelobten Lande zu begleiten. Trotz der Bitten seiner Tochter, trotz der Abmahnung des Schwagers bereitete Herzog Robert alles zu seiner Abreise vor, und wenn seine Freunde ihm vorstellten, daß er seine einzige Tochter in dem zarten Alter von 14 Jahren ohne Schirm, ohne Stütze zurücklasse, allen Gefahren preisgegeben, so antwortete er nur mit der Devise, die er für den Kreuzzug in seine Banner aufgenommen hatte: „Gott will es!"

Die Kreuzritter nahmen den Weg nach dem gelobten Lande durch Deutschland und Ungarn, und da Gottfried dadurch nicht sehr weit von seinem Wege abgeführt wurde, so reiste er zu seinem Schwager, um ihn persönlich abzuholen und seine geliebte Nichte noch einmal zu sehen. Sein Heer, das aus 10000 Reitern und 70000 Fußknechten bestand, stellte er unter die Obhut seiner beiden Brüder, gab ihnen noch seinen Freund Rudolf von Alost bei und reiste dann den Rhein hinab nach Kleve.

Seit 6 Jahren hatte er Beatrix nicht mehr gesehen, und in dieser Zeit war das Kind fast zur Jungfrau

herangeblüht; überall sprach man von ihren Reizen, die in der Folge so wunderbar berühmt wurden, daß man noch heutigen Tages in jener Gegend, wenn man die vollendetste Schönheit bezeichnen will, sprichwörtlich sagt: Sie ist schön wie die Prinzessin Beatrix.

Von neuem, obwohl wiederum vergeblich, bemühte sich Gottfried, seinen Schwager von dem Kreuzzug abzuhalten; dieser jedoch blieb fest bei seinem Vorsatze. Er hatte bereits angeordnet, wie es in seiner Abwesenheit gehalten werden sollte, hatte den Stallmeister Gerhard, welcher durch seine Tapferkeit und persönliche Stärke weit und breit berühmt war und sein vollstes Vertrauen besaß, zum Hüter der jungen Fürstin ernannt und ihn mit dem Amte und den Rechten eines Vormundes und Bevollmächtigten bekleidet.

Gottfried, welcher mit prophetischem Auge in die Zukunft blickte, schenkte seiner Nichte einen geweihten Rosenkranz, welchen Peter der Einsiedler selbst aus dem gelobten Lande mitgebracht hatte, allwo diese heilige Reliquie auf dem Grabe des Erlösers durch die Hand des Wächters am göttlichen Grabmal geweiht worden war. Peter hatte diesen kostbaren Rosenkranz dem Gottfried als einen heiligen Talisman verehrt, der die größten Wunder bewirken könne, und Gottfried gab der jungen Prinzeß die Versicherung, wenn irgend eine Gefahr ihr drohe, hätte sie nur mit festem Glauben und innigem Gottvertrauen ihre Gebete mit dieser heiligen Reliquie zu verrichten, und alsbald würde er den Ton des Glöckleins vernehmen, welches an dem Rosenkranz befestigt sei, wäre er auch durch Wälder, Berge und Meere von ihr getrennt. Mit gläubigem Vertrauen und inniger Dankbarkeit nahm Beatrix den Talisman, dessen wunderbare Eigenschaften nur noch ihrem Vater allein bekannt wurden, aus des Oheims Händen und erbat die auch vom Herzog erteilte Erlaubnis, eine Kapelle bauen zu dürfen, in welcher das Heiligtum im kostbarsten Schrein bewahrt werden sollte.

Die Kreuzritter zogen nach Palästina; es war am 3. September 1096. Ohne Abenteuer und Gefahren durchzogen sie Deutschland und Ungarn, überschritten die Grenzen des griechischen Kaiserreichs und gelangten, nachdem sie einige Zeit in Byzanz sich aufgehalten, nach Bithynien. Von dort

gingen sie nach Nicäa, und nicht leicht war es ihnen möglich, den Pfad zu verfehlen, denn derselbe ward ihnen deutlich vorgezeichnet durch umherliegende bleichende Gebeine, die Trümmer zweier Heere, welche, das eine unter Peter dem Einsiedler, das andere unter Günther, ohne Geld dieses Weges gezogen waren.

Sie kamen vor Nicäa an; die näheren Umstände der Belagerung sind weltbekannt. Beim dritten Sturm fiel der Herzog von Kleve, — sechs Monate später gelangte diese Trauerbotschaft zur verwaisten Tochter.

Der Herzog zog weiter, aber unter solchen Leiden und Entbehrungen, daß die erschöpften Kreuzritter bei jeder Stadt, die sie erblickten, fragten, ob dies denn endlich Jerusalem wäre. Die Hitze war so groß, daß die Hunde der Ritter verschmachtend verendeten und die Falken tot von der Faust, die sie trug, herabstürzten. Man erlitt bei dem gänzlichen Mangel an Wasser die ungeheuersten Verluste, so daß auf einem einzigen Halteplatz 500 Mann starben.

Während dieses so langen und qualvollen Marsches war die Erinnerung an die Heimat, an die zurückgelassenen Lieben die einzige Freude, die einzige Erholung der armen Kreuzritter. Selten verging ein Tag, daß Gottfried von Bouillon nicht mit seinem jungen Freunde Rudolf von der reizenden Beatrix sich unterhielt, und in der Ueberzeugung, daß dieselbe ohne seine Einwilligung niemals ihre Hand vergeben würde, hegte er die schöne Hoffnung, daß, wenn der Aufenthalt im gelobten Lande nicht zu lange währte, er Beatrix und Rudolf vereinigen würde. Er hatte so oft und so glühend von den Reizen der schönen Nichte gesprochen, daß Rudolf sie liebte, ohne sie jemals gesehen zu haben, und wenn zufällig Gottfried ihrer nicht erwähnte, zögerte Rudolf nicht, das Gespräch auf sie hinzulenken.

Endlich kam das Kreuzheer unter den Mauern von Antiochia an; nach zehnmonatlicher Belagerung wurde die Stadt genommen, — aber zu den verzehrenden Strahlen der tropischen Sonne, zu dem qualvollen Durst, der bei dem Wassermangel das Heer fast verschmachten ließ, gesellte sich noch der entsetzlich nagende Hunger. Es war nicht möglich, sich in dieser Stadt, die man wie einen Hafen der Ruh-

ersehnt hatte, länger zu halten. Jerusalem war nicht allein ein Ziel, es war eine unumgängliche Notwendigkeit. Nach langem Leiden erblickten die Kreuzfahrer endlich die heilige Stadt, aber sie waren von 90 000 auf 40 000 zusammengeschmolzen.

Am Tage nach der Ankunft begann die Belagerung; drei Stürme waren erfolglos, der letzte dauerte drei Tage. Endlich, an einem Freitag, am 15. Juli 1099, hatten zwei der kühnsten Stürmer die Mauer erstiegen und pflanzten die Fahne mit dem heiligen Kreuz auf; doch der eine stürzte gleich darauf tödlich getroffen zu Boden, — es war der junge, heldenmütige Rudolf von Aloft, der Verlobte der Prinzessin Beatrix, — der andere war Gottfried von Bouillon; doch die goldenen Träume des Siegers waren zerstört, denn der Mann, der seine Nichte beglücken sollte, sein bester Freund, lag tot zu seinen Füßen.

Gottfried war zum König von Jerusalem erwählt, doch blieb er dessen ungeachtet Anführer des Kreuzheeres. Bei der Rückkehr von einem Zuge gegen den Sultan von Damaskus kam der Emir von Cäsarea zu ihm und bot ihm einige edle Früchte zum Geschenk. Der König aß einen Zederapfel und starb, vergiftet, vier Tage hernach, im elften Monat seiner Regierung, im vierten Jahre seines Kreuzzuges noch Palästina, am 18. Juli 1100. Er verordnete sterbend, man möge seine Leiche neben der sterblichen Hülle seines Freundes Rudolf beisetzen, und sein letzter Wille wurde erfüllt.

Spät erst gelangten diese Unglücksnachrichten in das Abendland und verbreiteten überall Trauer, doch nirgend solche tiefe Schmerzen, als in der Brust der armen Beatrix von Kleve, die jetzt alles auf der Welt verloren hatte, den Vater, den Oheim, den künftigen Gatten.

In den fünf seit der Abreise ihrer Lieben verflossenen Jahren war Beatrix ein Ideal der Schönheit geworden. Sie war jetzt 19 Jahre alt, und zu ihrem Entsetzen hatte sie wahrgenommen, daß jener Stallmeister Gerhard, dessen Obhut sie anvertraut war, nicht gleichgültig gegen sie blieb. Solange ihr jedoch noch ein Verteidiger lebte, verschloß Gerhard seine Absichten und Wünsche tief im Busen, doch

seitdem die schöne Prinzessin eine Waise geworden, seitdem sie ganz allein, verlassen, ohne Schutz war, wagte er es, ihr seine Liebe zu gestehen. Beatrix wies den Antrag mit jenem edlen Stolze zurück, der einer Fürstin geziemt, doch Gerhard hatte schon seinen Entschluß gefaßt, ehe er die Maske abgenommen. Er antwortete seiner jungen Gebieterin, daß er ihr, von heute ab, ein Jahr und einen Tag vergönnte, um Vater und Oheim zu betrauern, doch daß nach dieser Zeit sie ihm ohne Widerrede zum Altar folgen müsse. Eine völlige Umwandlung war in seinem ganzen Wesen vorgegangen, der unterthänige Diener war plötzlich gebietender Herr geworden! —

Die arme Beatrix sah keine Rettung; von Menschen konnte ihr keine Hilfe kommen, sie wandte sich an Gott, und der Herr flößte ihr, wenn auch nicht Hoffnung, doch Ruhe und Ergebung ins Herz. Gerhard ließ von diesem Tage an die Thore des Schlosses verschließen, die Brücken aufziehen und alle Posten verdoppeln, aus Furcht, daß Beatrix ihm entfliehen könne.

Wohl dachte die Prinzessin daran, daß in der Kapelle, die sie einst erbauen ließ, sich jener wunderthätige Rosenkranz befand, und wenn Gottfried noch gelebt, würde sie in gläubigem Vertrauen das Glöcklein habe ertönen lassen, ihn zu ihrer Hilfe herbeizurufen, weil er ihr gesagt, daß er es hören würde, wäre er auch durch Wälder, Berge und Meere von ihr getrennt; aber der Held war ja tot, und wenn sie auch bei jedem Paternoster das Glöcklein hell erklingen ließ, so lebte ihr doch keine Hoffnung, einen Erretter, einen Beschützer nahen zu sehen.

Tage, Monate vergingen, das Jahr war verronnen, Gerhard hatte niemand ins Schloß gelassen, niemand wußte daher etwas vom Schicksal der Prinzessin; im übrigen war auch die Blüte der Ritterschaft in Palästina, und kaum lebten zwei oder drei Ritter am Rhein, welche es gewagt haben würden, mit dem gefürchteten Gerhard den Kampf zu bestehen und die schöne Gefangene zu befreien.

Der letzte Tag der Frist war gekommen. Beatrix hatte wie gewöhnlich ihre Gebete verrichtet. Die Sonne strahlte heiter vom blauen Firmamente herab, als ob das göttliche

Licht nur Glückliche zu begrüßen gehabt hätte. Die junge Fürstin setzte sich auf den Altan des Schlosses, und ihr schönes Auge blickte voll Sehnsucht und Schmerz in die Gegend hinaus, wo sie ihre Lieben zuletzt gesehen hatte. Da bemerkte sie plötzlich in weiter Ferne auf dem spiegelglatten Strom einen kleinen Punkt, der sich dem Schlosse näherte, von dem sie aber der großen Entfernung wegen noch nicht wußte, was es sei. Doch belebte von diesem Augenblicke an eine innige Zuversicht ihre Brust, daß ihr Retter sich nahe.

Ihre Augen starrten fortwährend mit Anstrengung nach jenem Gegenstand, und bald war sie im stande, zu unterscheiden, daß es eine Barke sei, welche den Strom herunterschwamm, gezogen von einem Schwan, in der sich ein Ritter befand, welcher das Auge fest nach ihr gerichtet, als sie nach ihm hinuntersah. Im Hintergrunde des Schiffleins stand ein völlig gerüstetes Steitroß. Der Schwan war mit goldenen Zügeln an die Barke gekettet; der Ritter stand kühn da, in hellglänzender Rüstung, doch lag sein Helm und Schild neben ihm, und so konnte sie sehen, daß es ein schöner, junger, etwa 25 bis 28 Jahre zählender Mann war, mit bräunlichem, von den Strahlen der Sonne verbranntem, schönem Gesicht, dessen sanfte blaue Augen und lange blonde Haare jedoch deutlich seine abendländische Abkunft bezeichneten. — So vertieft war Beatrix in ihre Beobachtungen, daß sie nicht bemerkt hatte, wie die Wälle und Mauern sich mit den Söldnern und Waffenknechten Gerhards angefüllt hatten, welche gleich ihr das Schauspiel anstaunten. Ihre Bewunderung wurde um so größer, als sie bemerkte, daß die Barke nicht sehr weit vom Schlosse von dem Schwan ans Ufer gelenkt wurde, daß der Ritter sein Roß herausführte, den Helm aufsetzte, den Schild über den linken Arm streifte, sich in den Sattel schwang und, sich dem Schlosse nähernd, mit der Hand dem Schwan ein Zeichen gab, worauf dieser den Strom wieder hinaufzog und später den Augen der ihm Nachstarrenden entschwand.

Etwa dreißig Schritte vom Schlosse entfernt, stieß der Ritter dreimal mächtig in ein Horn von Elfenbein, welches über seiner Schulter hing und sprach dann mit starker, volltönender Stimme: „Ich, ein Streiter des Himmels und

Ritter der Erde, befehle Dir, Gerhard, Vogt dieses Schlosses, im Namen göttlicher und menschlicher Gesetze, Deinen frechen Ansprüchen auf die Hand der Prinzessin von Kleve zu entsagen, welche Du, mißkennend ihren hohen Rang und Deine niedrige Stellung, in schmählicher Gefangenschaft hältst; befehle Dir, in diesem Augenblicke das Schloß zu verlassen, in welches Du als Diener kamst, worin Du jetzt als Herr und Gebieter herrschest, und wenn Du Dich dessen weigerst, so fordere ich Dich zum Zweikampf auf Leben und Tod, mit der Lanze, dem Schwert, der Streitaxt oder dem Dolche, erkläre Dich für einen ehrlosen, feigen Verräter, welches ich Dir mit der Hilfe Gottes beweisen werde, und werfe Dir demzufolge meinen Ritterhandschuh hin."

Bei diesen Worten warf der Ritter seinen Handschuh zur Erde, und man sah an seinem Finger einen Brillantring glänzen, der so viel wert schien als eine Grafschaft.

Als einzige Antwort ließ Gerhard, dessen Tapferkeit nicht zu bezweifeln war, das Hauptthor öffnen, ein Page hob den Handschuh vom Boden auf und überreichte ihn dem hinter ihm auf seinem Streithengst in voller Rüstung herausreitenden Vogt.

Nicht ein Wort wurde zwischen den beiden Kämpfern gewechselt; der unbekannte Ritter schlug das Visier des Helmes herunter, Gerhard that dasselbe. Beide Ritter stellten sich auf, legten die Lanzen ein und stürzten in gestrecktem Rosseslauf aufeinander los. Gerhard galt zwar für einen der mutigsten und kraftvollsten Männer des Rheinlandes, sein Harnisch war von dem besten Kölner Waffenschmied angefertigt, das Eisen seiner Lanze war in das Blut eines von Hunden zu Tode gehetzten, schwer verwundeten Stiers in demselben Augenblicke getaucht, als sein Blut unter den letzten Zuckungen des Tieres entströmte, und dennoch zersplitterte diese Lanze wie ein Rohrstäbchen an dem Schild des Unbekannten, während dessen Lanze mit einem Stoß den Schild, den Harnisch und das Herz des Gegners durchbohrte. Gerhard stürzte, ohne einen Laut von sich zu geben, vom Rosse herab, wie von einem furchtbaren Blitzstrahl zerschmettert, und war tot, ohne Reue, ohne Beichte,

ohne Absolution. — Beatrix lag auf den Knieen und dankte Gott für ihre Rettung.

Der Kampf war so kurz, der Schreck, die Erstarrung so allgemein, daß keiner der Waffenknechte Gerhards bei dessen Tode daran dachte, das Thor zu verschließen; der Ritter drang also ohne Widerstand in den ersten Hof, stieg vom Pferde, schlang den Zügel desselben um einen eisernen Mauerring und ging die Treppe zu dem Altan hinauf in demselben Augenblicke, als Beatrix schon ihrem Befreier entgegentrat.

„Betrachtet dies Schloß als das Eure, edler Ritter," redete sie ihn an, „denn Ihr habt es erobert. Je länger Ihr in seinen Mauern verweilt, desto größer wird meine Dankbarkeit sein."

„Schöne Dame," erwiderte der Ritter, „nicht mir, Gott dem Herrn allein gebührt Euer Dank, denn Gott hat mich zu Eurer Rettung hergeführt. Dies Schloß ist seit Jahrhunderten der Sitz Eurer Ahnen, möge es noch zehn Jahrhunderte Euren Nachkommen gehören."

Beatrix errötete, denn sie wußte, daß sie die letzte ihres Stammes sei.

Der Ritter nahm die gebotene Gastfreundschaft dankbar an. Er war jung und liebenswürdig, Beatrix die vollendetste Schönheit. Nach drei Monaten bemerkten die jungen Leute, daß mehr als Freundschaft auf der einen und Dankbarkeit auf der anderen Seite obwalte; der Ritter gestand, daß er die Prinzessin liebe, und sie, obwohl er hier fremd war und weder Land noch Leute zu haben schien, dennoch fest überzeugt, daß er von edler Abkunft, bat ihn, ihr Herz, ihre Hand, ihr Fürstentum anzunehmen, welches er ja durch seine unerwartete Ankunft, durch seine heldenmütige Tapferkeit ihr gerettet habe. Der Ritter sank zu den Füßen seiner Dame hin, und nicht zugebend, daß sie ihn erhob, sagte er: „Laßt mich hier liegen und auf meinen Knieen zu Euch sprechen; o, gefiele es Euch doch, meine Bitte mir zu gewähren!"

„Sprecht, was verlangt Ihr? Eure Worte erachte ich als Befehl, als ob ich schon in Euch meinen Herrn und Gemahl erkannt."

„Ich kann," versetzte der Ritter, „das große Glück, dessen Ihr mich für würdig erachtet, nur unter einer Bedingung annehmen."

„Sie ist gewährt, möge sie bestehen, in was sie wolle."

„Es ist die, daß Ihr niemals mich fragt, wer ich bin, woher ich kam und wer mich gesandt. Ich liebe Euch zu unsäglich, als daß ich eine dieser Fragen nicht beantwortete; hätte ich aber einmal Antwort gegeben, so dürfte ich nicht länger bei Euch verweilen, und wir wären getrennt für immer. Das ist das Gesetz, welches jene Macht mir auferlegt hat, die mich über Berge, durch Wälder und über Meere zu Euch geführt."

„Was kümmert mich der Name, was der Ort, woher Ihr kommt, und wer Euch zu mir gesandt? Ich vergesse die Vergangenheit und lebe nur der Zukunft. Euer Name ist der Schwanenritter, Ihr kommt aus einem gesegneten Lande, und Gott der Herr hat Euch hierher gesandt. Warum brauche ich noch mehr zu wissen? Hier, nehmt meine Hand."

Der Ritter bedeckte die schöne Hand mit glühenden Küssen, und einen Monat später vereinte der Priester ihre Hände am Altar der Kapelle, vor welchem Beatrix ein Jahr lang unter heißen Thränen Gott um Rettung angefleht hatte.

Der Himmel segnete ihren Bund und Beatrix schenkte ihrem geliebten Gatten binnen drei Jahren drei Söhne, welche die Namen Robert, Gottfried und Rudolf erhielten. Noch drei Jahre verflossen dem Paare in einer paradiesischen Glückseligkeit, welche einer andern, besseren Welt anzugehören schien.

„Mutter," sagte eines Tages der junge Robert, „wie ist denn der Name meines Vaters?"

„Warum fragst Du das, mein Sohn?" antwortete Beatrix erschreckt.

„Weil der Sohn des Barons von Aspern mich darum gefragt hat."

„Dein Vater heißt der Schwanenritter; er hat keinen andern Namen."

Das Kind begnügte sich mit dieser Antwort und kehrte zum Spiel zu seinen jungen Freunden zurück.

Noch ein Jahr verging dem Ehepaar, wenn auch nicht mehr in einem Entzücken wie die früheren Tage, doch in süßer, ungetrübter Heiterkeit und Ruhe.

„Mutter," sagte wiederum eines Tages der kleine Gottfried, „als der Vater in einer von einem Schwan gezogenen Barke hier erschien, von wo kam er denn her?"

„Warum fragst Du das, mein Sohn?" antwortete Beatrix seufzend.

„Weil der Sohn des Grafen von Megan mich darum gefragt hat."

„Er kam aus einem fernen, unbekannten Lande; mehr weiß ich nicht."

Diese Antwort genügte dem Kinde, welches sie seinen Kameraden mitteilte und weiter fortspielte an dem lachenden Ufer des schönen Rheinstroms.

Noch ein Jahr verfloß, doch in diesem überraschte der Ritter oftmals seine Gattin träumend, nachdenkend und voll Unruhe; er aber schien es nicht zu bemerken und verdoppelte seine Sorgfalt und Zärtlichkeit.

„Mutter," fragte jetzt endlich der kleine Rudolf, „wer hat denn dem Vater gesagt, als er Dich aus der Gewalt des bösen Vogts befreite, daß Du seiner Hilfe bedürftig seist?"

„Warum fragst Du das?" antwortete Beatrix innerlich erbebend.

„Weil der Sohn des Markgrafen von Gorkum mich darum gefragt hat."

„Gott hat ihn gesandt, welcher auf alle Leidenden herabsieht und ihnen seine Engel zu Hilfe sendet."

Das Kind fragte nicht weiter; es war daran gewöhnt, Gott als den Vater aller guten Menschen zu betrachten, und es staunte daher nicht, daß ein Vater das für sein Kind that, was Gott für seine Mutter gethan hatte.

Doch Beatrix sah die Sache von einer anderen Seite an; sie wußte, daß der Name des Vaters der größte Schatz für den Sohn sei. Ach, ihre drei Söhne waren ohne Namen! Dieselben Fragen, welche die Kinder an ihre

Söhne gerichtet, werden sicher einst von den Männern an sie gerichtet werden, und den Männern konnten sie nicht antworten, was sie den Kindern geantwortet. Sie versank in tiefe, anhaltende Schwermut und faßte endlich den Entschluß, was auch daraus entstehen möchte, von ihrem Gatten das Geheimnis zu erforschen, welches sie nie zu erwähnen versprochen hatte.

Der Ritter sah diese zunehmende Traurigkeit und erriet den Grund derselben. Mehr als einmal war er bei dem Anblick seines leidenden Weibes auf den Punkt, ihr alles zu sagen, doch jedesmal ward er durch die schreckliche Gewißheit zurückgehalten, sie alsdann auf immer verlieren zu müssen.

Endlich konnte Beatrix es nicht länger ertragen; sie suchte ihren Gatten auf, und zu seinen Füßen niedersinkend, beschwor sie ihn im Namen ihrer Kinder, ihr zu sagen, wer er wäre, woher er gekommen und wer ihn gesandt.

Der Ritter wurde bleich wie der Tod, dann drückte er seine Lippen auf die Stirn der vor ihm Knieenden und küßte sie innig. „Ach, Himmel, es mußte ja also kommen," seufzte er und fügte hinzu: „Diesen Abend werde ich Deinen Wunsch erfüllen."

Es war ungefähr 6 Uhr abends, als der Ritter mit seinem Weibe auf dem Altan des Schlosses erschien. Beatrix war niedergeschlagen und betrübt, der Ritter still und traurig. Beide saßen einige Zeit stumm nebeneinander, und unwillkürlich wandten sich ihre Blicke nach der Gegend hin, wo sie ihn vor neun Jahren zuerst erblickte. Wieder, wie damals, bemerkte Beatrix in weiter Ferne einen Punkt, der sich zu nähern schien, — und sie erbebte — der Ritter seufzte tief — derselbe Gedanke durchzuckte beider Seelen — ihre Augen begegneten sich; die des Ritters drückten den tiefsten Schmerz aus, Beatrix konnte ihren Anblick nicht ertragen und sank vor ihrem Gatten in die Kniee.

„Nein, nein, geliebter Freund," rief sie, „entdecke mir nicht jenes Geheimnis, das uns so teuer zu stehen kommen würde; vergiß die Fragen, die ich Dir gestellt, und wenn Du unseren Söhnen auch keinen Namen hinterlassen kannst, so werden sie doch gut werden, edel und großherzig wie ihr Vater."

„Höre mich an, meine teure Beatrix," entgegnete der Ritter. „Alles, was geschieht, ist durch den Allmächtigen vorhergesehen, und da er erlaubt hat, daß Du jene Frage mir stelltest, so ist dies ein Zeichen, daß meine Stunde gekommen ist. Ich habe neun Jahre mit Dir verlebt, neun Jahre eines Glücks, welches nicht dieser Welt angehörte, das ist eine größere Gnade, als je ein Mensch erlangen kann. Danke dem Höchsten, wie ich ihm danke, und höre, was ich Dir zu sagen habe."

„Nein, nein, nicht ein Wort," rief Beatrix, „ich beschwöre Dich!"

Der Ritter streckte die Hand nach dem Punkte aus, welcher jetzt deutlicher hervortrat, und Beatrix erkannte, obwohl noch entfernt, die Barke mit dem Schwan.

„Du siehst, daß es Zeit ist," sprach er. „Erfahre also, was zu wissen schon lange der Wunsch Deines Herzens ist und was Du erfahren mußtest, sobald Du mich darum fragtest."

Beatrix ließ, in Thränen schwimmend, ihren Kopf auf die Kniee des Gatten sinken; dieser betrachtete sie mit einem unendlichen Ausdruck der Liebe und des Schmerzes und legte seine Hand auf ihre Schulter. „Ich bin," sagte er dann, „der Waffengefährte Deines Vaters, der Freund Deines Oheims Gottfried von Bouillon, der Graf Rudolf von Alost, welcher bei dem Sturm auf Jerusalems Mauern den Tod fand für den heiligen Glauben."

Beatrix stieß einen Schrei aus, hob das geisterbleiche Antlitz empor und sah den Ritter mit starren, entsetzten Blicken an; sie wollte sprechen, aber die Zunge versagte ihr.

„Ich weiß es," fuhr der Ritter fort, „was ich Dir jetzt sage, ist Dir unglaublich, doch erinnere Dich, daß es auf der Stätte der Wunder war, wo ich den Tod fand; der Herr hat für mich gethan, was er für den Bruder Magdalenas gethan hat."

„Allmächtiger Gott," schrie Beatrix, „was Du da sagst, ist ja unmöglich!"

„Ich wähnte Dich gläubiger, Beatrix," entgegnete der Ritter.

„Du bist Rudolf von Alost? —"

„Ich bin's! — Du weißt es, daß Gottfried mich mit seinen Brüdern beim Heere zurückgelassen hatte, als er Deinen Vater zum Zug in das gelobte Land abholte. Von Deiner Jugend und Schönheit entzückt, sprach er auf seiner Rückkehr auf dem ganzen Wege nach Palästina nur immer von Dir. Er liebte Dich wie eine Tochter, aber auch mich wie einen Sohn, und hegte nur den einzigen Wunsch, uns beide zu vereinigen. Ich war damals zwanzig Jahre alt, mein Herz rein; das Gemälde, welches ich mir von Dir entwarf, entflammte meine Liebe für Dich, ebenso, als wenn ich von frühester Kindheit Dich gekannt hätte. Dein Vater fiel vor Nicäa, ich beweinte ihn aufrichtig, als ob er mein Vater gewesen. Sterbend erteilte er mir seinen Segen und erneuerte seine schon längst gegebene Einwilligung zu unserer Verbindung. Von da an betrachtete ich Dich als die meine. Dein unbekanntes und mir doch so teures Bild schwebte vor meiner Seele, Dein Name ertönte im Gebet zu Gott von meinen Lippen. Wir kamen vor Jerusalem an. Dreimal wurden wir, die Stürmenden, zurückgeschlagen. Der letzte Sturm dauerte sechzig Stunden; wir mußten darauf verzichten, jemals die heilige Stadt zu betreten, wenn wir jetzt nicht siegten. Gottfried befahl den letzten Angriff; wir stellten uns an die Spitze eines kühnen Haufens, wir kletterten zusammen die Leiter hinan, wir hatten glücklich den Wall erstiegen, als ich plötzlich das Eisen einer Lanze dicht vor meinen Augen erglänzen sah — ein heftiger Schmerz durchzuckte mich, und Todesfrost durchdrang meinen Körper. Da sprach ich Deinen teuren, geliebten Namen noch einmal aus und stürzte hin auf den Wall, in das Gewühl der Kämpfenden, ohne etwas zu sehen oder zu fühlen, — ich war tot! — —

Ich habe keinen Begriff von der Zeit, in welcher ich in dem Schlummer ohne Träume, den man den Tod nennt, verharrte; doch einmal schien es mir, als ob eine Hand auf meiner Schulter ruhte — ich glaubte, der Tag des Gerichts im Thale Josaphat sei angebrochen.

Ein Finger berührte meine Augen, ich schlug den Blick auf und sah, daß ich in einem Sarge ruhte, dessen Deckel über mir schwebte, und vor mir stand ein Mann, den ich

für Gottfried von Bouillon erkannte, obgleich ein Purpurmantel seine Schultern bedeckte, eine Krone ihn schmückte und eine Glorie sein Haupt umgab. Er beugte sich über mich, hauchte seinen Atem in meinen Mund, und ich fühlte, wie dadurch Leben und Gefühl in meine Brust zurückkehrte, obgleich ich noch in dem Sarg mit eisernen Klammern festgehalten schien. Ich wollte reden, doch ich brachte keinen Laut hervor. Erwache, Rudolf, der Herr erlaubt es, so redete Gottfried mich an, und höre was ich dir zu sagen habe. Da nahm ich mit übernatürlicher Gewalt meine Kräfte zusammen, und es gelang mir, Deinen geliebten Namen auszusprechen. Von ihr will ich mit dir reden, sagte Gottfried."

„Aber," unterbrach hier Beatrix den Ritter in seiner Erzählung, „Gottfried war ja auch tot."

„Ja," entgegnete Rudolf, „doch höre, was sich ferner begab. Gottfried war vergiftet worden, hatte aber vor seinem Tode verordnet, daß man seine sterbliche Hülle neben der meinigen zur Ruhe legen sollte; man hatte seinen Befehlen Gehorsam geleistet und ihn im königlichen Purpur, mit der Krone auf dem Haupte, beigesetzt; der Herr hatte zu diesem Schmucke noch die Glorie hinzugefügt. Gottfried teilte mir das alles mit, denn es hatte sich erst nach meinem Tode begeben, und ich konnte es daher nicht wissen.

Und Beatrix? fragte ich ihn nun.

Höre, wie es ihr geht, antwortete er mir. Ich schlief, wie du, den süßen Schlaf der Ruhe in meinem Grabe, der Stunde des Gerichts harrend, als es mir plötzlich ward, als ob ich aus einem tiefen Schlummer erwachte, als ob ich Gefühl, Leben zurückerhielt. Ich glaubte den Ton einer kleinen Glocke zu vernehmen, und je mehr das Leben zurückkehrte, desto deutlicher hörte ich diesen Ton, bald erkannte ich ihn auch für den Schall des Glöckleins, welches ich mit dem geweihten Rosenkranz Beatrix geschenkt hatte. Zu gleicher Zeit kam auch das Gedächtnis mir wieder, und ich erinnerte mich der Wunderkraft, welche diesem heiligen Talisman verliehen war. Beatrix schwebte in Gefahr, und der Herr hatte erlaubt, daß der Ton des heiligen Glöckleins in mein Grab drang und mich zum Leben erweckte. Ich öffnete die

Augen, — es war finstere Nacht um mich her — da bemächtigte sich meiner eine entsetzliche Angst, denn da ich keine Erinnerung an das Vergangene hatte, wähnte ich, daß ich lebendig begraben sei; doch in dem nächsten Augenblicke schon durchdrang der Duft von Weihrauch das Grabgewölbe, heilige Gesänge hörte ich erschallen, zwei Engel hoben den Deckel meines Sarges weg, und ich erblickte Christus den Herrn auf einem Wolkenthron schwebend. Ich wollte hinstürzen zur Erde, doch konnte ich mich nicht bewegen, ich fühlte aber, wie die Bande sich lösten, die meine Zunge gefesselt, und ich rief: Herr! Herr! Dein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit!

Christus öffnete den Mund, und seine Worte erklangen wie süßer Gesang: Gottfried, mein edler, gottesfürchtiger Streiter, hörst du nichts?

Ach, mein Herr, ich vernehme wohl den Klang des heiligen Glöckleins, welcher mich belehrt, daß die, deren Vater für dein heiliges Wort gefallen ist, deren Verlobter für deinen heiligen Glauben kämpfend starb, sich in Not und Gefahr befindet, aus welcher nur du, o Herr, sie erretten kannst!

Wohlan, so sprich, was soll ich für dich thun? Fordere, deine Bitten sollen gewährt sein.

O mein Herr, für mich habe ich nichts zu erflehen, denn du hast mehr für mich gethan, als je für einen Sterblichen. Du hast mich auserkoren, das Kreuz zu tragen nach Jerusalem und die heilige Stadt zu befreien aus den Händen derer, die nicht an dein heiliges Wort glauben; du hast mir die goldene Krone verliehen an dem Orte, wo du selbst, o Herr, die Dornenkrone getragen, und du hast mir vergönnt, in deiner Gnade zu sterben. Für einen andern aber wage ich es, dich anzuflehen.

„Was du begehrst, soll dir erfüllt werden, habe ich dir verkündet. In deinem Leben hast du meinem Worte vertraut, zweifelst du jetzt im Tode?

Wohlan, mein Herr, du, der du in den Herzen der Menschen liesest, und das Verborgene erspähest, du weißt, mit welchem Kummer ich gestorben bin, weil ich einen so lange Jahre in meiner Brust gehegten Wunsch nicht erfüllt

sah, nämlich den Wunsch, den Jüngling, welchen ich wie meinen eigenen Bruder liebte, mit derjenigen zu verbinden, welche mir teuer war wie eine Tochter. Der Tod hat sie getrennt. Rudolf fiel im Kampfe für deinen heiligen Glauben, gib ihm sein Leben zurück und vergönne ihm, seiner Verlobten zu Hilfe zu eilen, welche in Not und Gefahr schwebt, wie der Ton des Glöckleins besagt, der fortwährend erschallt, weil sie noch immer betet zu dir, o Herr, und um Rettung dich anfleht.

Also geschehe es, wie du es wünschest, sprach der Herr. Rudolf erwache und eile hin zum Schutze seiner Braut. Ich befreie ihn von den Fesseln des Grabes bis zu dem Tage, an welchem sein Weib ihn fragen wird, wer er ist, woher er kommt und wer ihn gesandt. Diese drei Fragen mögen ihm als Zeichen dienen, daß ich ihn zu mir zurückrufe.

Herr! Herr! rief ich zum andern Mal, dein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit!

Da erhob ich mich aus meinem Grabe, legte meine Hand auf deine Schulter, um dich zu erwecken, drückte den Finger auf deine Augen und blies dir meinen Atem in deinen Mund, um dir Leben und Sprache wieder zu geben. Jetzt, Rudolf von Aloft, erhebe dich, denn es ist der Wille unseres Herrn, daß du Beatrix befreiest aus ihrer Not und bei ihr bleibest bis zu dem Tage, an welchem sie dich fragen wird, wer du bist, woher du kommst und wer dich gesandt.

Nachdem Gottfried diese Worte gesprochen, brachen die Bande, welche mich im Grabe festhielten; ich erhob mich voll Lebenskraft, wie bevor ich den Todesstreich empfangen hatte, und da ich in meiner Rüstung begraben worden war, so war ich vollständig bewaffnet, mit Ausnahme meines Schwertes, welches ich wahrscheinlich im Todeskampfe verloren und das man später nicht wiedergefunden

Gottfried gab mir sein eigenes Schwert, welches von Gold war, hängte das Elfenbeinhorn über meine Schultern, dessen er sich im Gewühl des Kampfes zu bedienen pflegte, und steckte einen Brillantring an meinen Finger, welchen er einst von dem Kaiser Alexius zum Geschenk erhalten hatte

Dann umarmte er mich und sagte: Mein Bruder, Gott der Herr ruft mich zu sich, ich fühle es; lege den Stein wieder über mich, der mein Grabmal deckt, und wenn du diesen Liebesdienst erfüllt, so eile zu Beatrix. Nun legte er sich in seinen Sarg, schloß die Augen und rief zum dritten Male: Herr! Herr! Dein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit! Noch einmal beugte ich mich über ihn, um ihn zu umarmen, aber er atmete nicht mehr, er war dem Herrn entschlafen.

Ich ließ den Stein, den eine göttliche Hand erhoben hatte, auf das Grabmal sinken, warf mich betend vor dem Altar nieder und machte mich dann sogleich auf den Weg. Vor der Kirche fand ich ein gerüstetes Schlachtroß, eine Lanze stand an der Mauer; ich zweifelte nicht, daß beides für mich bestimmt war.

Die Lanze ergreifend, bestieg ich das Pferd, und wissend daß der Herr ihm die Sorge anvertrauen würde, mich zu führen, legte ich demselben die Zügel auf den Hals und ließ es ziehen, wohin es wollte.

Durch Syrien und die Türkei, durch Thracien, Dalmatien, Italien und Deutschland kam ich, nach einer Reise von einem Jahr, an das Ufer des Rheins. Auf demselben fand ich eine Barke, vor welche ein Schwan mit goldenen Zügeln gekettet war; ich bestieg die Barke, sie brachte mich hierher. Das übrige weißt Du."

„O Himmel," schluchzte Beatrix, „da ist der Schwan mit der Barke, an demselben Orte, wo sie vor 9 Jahren lag. Ich Unglückliche, diesmal kommt sie, mich von Dir zu trennen. O Rudolf, Rudolf, kannst Du mir verzeihen?"

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen," sprach Rudolf, sie an die Brust drückend; „meine Frist ist abgelaufen! Gott ruft mich zu sich! Danken wir dem Höchsten für die neun Jahre der Wonne, die er uns geschenkt, und flehen wir ihn an, uns ähnliche Tage im Paradiese zu schenken."

Er rief seine drei Söhne herbei, umarmte den ältesten, Robert, schenkte ihm sein Schwert und seinen Schild und ernannte ihn zu seinem Nachfolger. Dann umarmte er Gottfried, seinen zweiten Sohn, schenkte ihm sein Elfenbeinhorn und vermachte ihm die Grafschaft Louen; zuletzt umarmte

er seinen dritten Sohn und schenkte ihm seinen Brillantring und die Grafschaft Messe.

Nachdem er zum letzten Male sein Weib ans Herz gedrückt, befahl er ihr, zu bleiben, wo sie war, und empfahl seinen Söhnen, ihre Mutter zu trösten, welche sie weinen sahen, ohne die Ursache ihrer Thräne zu begreifen; dann stieg er hinab in den Hof, wo er sein Pferd völlig gesattelt und gerüstet fand, schwang sich auf und ritt über die Wiese zum Ufer des Rheins, bei jedem Schritt sich umschauend nach seinen zurückgelassenen Lieben. Dort angekommen, stieg er in die Barke, zog sein Pferd nach, und der Schwan fuhr denselben Weg zurück, den Strom hin, bis der Ritter mit Barke und Schwan endlich im Nebel verschwand. —

Von dieser Zeit an stieg die arme Beatrix bis zum Ende ihres Lebens jeden Tag auf den Altan und schaute hinaus auf die grünen Fluten des Rheins, aber nimmer sah sie weder den Schwan noch die Barke mit dem Ritter.

Aachen.

Die buckeligen Musikanten.

I.

„Ihr habt nun Euren Bescheid," sprach der dicke Herr Claassen, „und davon gehe ich nicht ab, denn Ihr wißt, ich bin ein Mann, der sein Wort hält. Doch laßt deshalb den Mut nicht sinken; es kann ja sein, daß Ihr Euren Buckel los werdet, wenn ein guter Arzt sich daran gibt, oder es kann sein, Ihr bekommt bei anderen Leuten besseren Bescheid, die sich an Eure Rückenzierde nicht stoßen. Es gibt ja mehr Mädchen in der Welt und eine ist wie die andere, warum

stellt Ihr denn Euer thörichtes Verlangen just auf mein Kathrinchen? Wie gesagt, das ist mein Bescheid — nun Gott befohlen, Herr Friedhelm!"

Mit diesen Worten verließ der dicke Mann das Zimmer und ließ den Angeredeten allein. Dieser dicke Mann aber war ein reicher Weinwirt in der Stadt Aachen, die Stube, in der das Gespräch vorging, war seine vielbesuchte Weinstube, zur Zeit noch leer von Besuchern, denn es war noch früh am Tage. Der Angeredete aber war ein junger Mann, Friedhelm geheißen, dessen Aeußeres hübsch gewesen wäre, hätte nicht sein Rücken auf der rechten Seite eine unförmliche Erhöhung gehabt, die man im gemeinen Leben einen Buckel nennt.

Friedhelm setzte sich an einen Tisch, nachdem der Alte fort war, legte des Gesicht in die Hände und weinte bitterlich, denn er hatte harte Worte hören müssen, und grober Spott hatte ihn getroffen, wo er Gewährung seiner liebsten Wünsche gehofft hatte. Während er noch so saß, trat Katharina, die Tochter des dicken Herrn Claassen, in das Gemach und sprach, als sie den weinenden Friedhelm erblickte: „Ei, Friedel, was soll das heißen, daß Du da sitzest und weinst?" Friedel sah auf und entgegnete: „Ach, liebes Kathrinchen, Dein Vater ist so hart mit mir gewesen." „Mein Vater?" fragte das Mädchen verwundert, „ei, mein Vater ist ja sonst so gut und sagt niemand harte Worte als den Gästen etwa, die zu hoch an der Kreide stehen. Hast Du ihm denn etwas zu leid gethan?" Friedhelm schüttelte den Kopf und erwiderte: „Nicht doch, ich meinte es gut und bat ihn um Deine Hand." „Um meine Hand?" rief Katharina erschrocken und schlug die Hände zusammen, „wie ist Dir denn das in den Sinn gekommen?" Friedhelm schaute sie groß an und sprach: „Ei nun, ich habe Dich lieb, Katharina, so lieb, wie ich nichts mehr auf der Welt habe, und wenn Du meine Frau wärest, wollte ich Dich so lieb haben, daß Du niemals einen besseren Mann haben könntest." „Das wäre schon gut," erwiderte das Mädchen, „aber Friedhelm, wie kann ich Dich denn heiraten, — Du hast ja einen Buckel!" — Friedhelm blickte auf bei diesen Worten, sah dem Mädchen wehmütig in das Auge und fing aufs neue bitterlich an zu

weinen; dann nahm er seinen Hut und wollte fortgehen. Katharina aber hielt ihn fest und sagte: „Nun weinst Du wieder, armer Friedel, und das thut mir leid. So bleibe doch und sprich, Du weißt ja, daß ich Dir gut bin.“ Friedhelm blieb stehen und antwortete: „Und wenn Du mir gut bist, warum wolltest Du mich denn nicht heiraten?“ Katharina schlug die Augen zu Boden und erwiderte nichts, Friedhelm aber fuhr fort: „Ich habe nicht geglaubt, daß Du Dich an die Verunstaltung meines Körpers stoßest. Wenn die anderen über mich spotteten, so warst Du immer gütig gegen mich, und wenn die anderen mich nicht zuließen in ihre Gesellschaft, hast Du oft mit mir allein in Eurem Garten gespielt.“ „Sind wir doch Nachbarskinder, Friedel,“ fiel das Mädchen ein, „waren doch unsere Mütter die besten Freundinnen und hatten es gern, wenn wir zusammen waren.“ „Ach, fuhr der andere fort, „wenn Deine Mutter noch lebte, würde mir in diesem Hause nicht so hart begegnet werden! Bis jetzt habe ich mich niemals unglücklich gefühlt, wenn ich auch oftmals Spott ertragen mußte um meine Mißgestalt. Als ich noch ein Knabe war, sagte mir meine Mutter, der liebe Gott habe kein Wohlgefallen an körperlicher Schönheit, und wenn er sie einem Menschen versage, so bewahre er ihn dadurch vor den Fallstricken des Lasters. Ich glaubte das meiner Mutter so gern und wenn die anderen Knaben mich höhnten mit garstigen Worten, so dachte ich an die Worte meiner Mutter und meinte, es seien unverständige Kinder, die es nicht besser wüßten. Als ich nun größer wurde und zu dem alten Meister kam, der mich in der Musik unterrichtete, vergaß ich ganz, daß mir ein Makel anklebt. Wenn ich meine liebe Geige hatte, fehlte mir nichts mehr, und ihre Töne klangen so wunderbar süß in mein Ohr, als sprächen unbekannte Stimmen mit mir, und der Spott und der Hohn der Welt drangen nicht durch die sanften Töne meiner Musik. Und wenn ich dann nach Hause kam und Du standest unter der Thür und riefst mir freundlich zu: Guten Abend, lieber Friedel! da lachte mir das Herz im Leibe, und ich ging fröhlich in meine Kammer, wo ich mit meiner lieben Geige und meinen Gedanken allein war. Oder, wenn ich im Hofe stand und

sah Dich in Eurem Garten wandeln, da stieg ich wohl auf den Steinhaufen in der Mauerecke und schaute hinüber nach Dir und rief Dir einen guten Abend zu. Dann kamst Du heran zu mir, lachtest und scherztest, fragtest, wie es mir und meiner Mutter ginge und was ich für neue Weisen bei meinem alten Meister gelernt habe; Du brachst mir auch wohl einen Blumenstrauß oder ein Körbchen voll Aepfel ab und reichtest sie mir herüber. Die Blumen standen immer in meiner Kammer so lange, bis ich neue erhielt, und die Aepfel sind immer alle verdorben, denn ich habe nie einen gegessen, dazu waren sie mir zu lieb. So ist es gewesen bis heute, so war's noch gestern, noch heute morgen, — nun aber ist alles anders geworden!“

Katharina weinte jetzt ihrerseits; sie nahm Friedhelms Hand und sagte: „Sei mir nicht böse, daß ich so unbedacht gesprochen habe, — ich wollte Dir ja nicht weh thun!“

Friedel aber fuhr fort: „Laß es gut sein, Katharina, Du hast nur gesagt, was alle Menschen sagen, und es ist besser, daß ich es gehört habe, denn jetzt täusche ich mich nicht mehr. Wohl habe ich Unrecht gehabt, mir so kühne Hoffnungen zu machen, aber meine Gedanken drehten sich ja immer nur um die Musik und um Dich, da mußte ich wohl zuletzt so weit kommen. Meine Musik erwirbt mir Ehre und Geld. Wenn ein Gastgebot in der Stadt ist, sei es bei den Vornehmsten, so werde ich gerufen, und des armen Friedels Geige bringt Lust und Freude unter die vornehmen Gäste. Die Ritter und Herren hören mich gern und entlassen mich reich beschenkt. Und wenn ich auch hingehe in die Tanzstuben der Bürger, so thue ich es nicht blos des Geldes wegen, sondern es macht mir Freude, anderen Freude zu bereiten. Wenn ich dann sitze und meiner Geige die schönsten Weisen entlocke und sehe, wie sich alles im wirbelnden Tanze lustig dreht, dann bin ich so still vergnügt in meiner Ecke, daß mir nichts mehr mangelt, und es fällt mir nicht ein, daß ich etwa selbst mittanzen möchte. Und je länger sie tanzen, desto höher steigt mein Vergnügen, und kommt keine Müdigkeit über mich, wenn es auch die ganze Nacht durchwährte. Darum sehen sie mich auch überall gern, und wenn ich komme, heißt es: Willkommen, lieber Friedel!

und sie drängen sich um mich und reichen mir Wein und Imbiß von allen Seiten, und die Dirnen lachen mich freundlich an und sprechen: Es ist schön, lieber Friedel, daß Du kommst! Siehst Du, Katharina, da konnte es mir wohl begegnen, daß ich meine Augen bis zu Dir erhob, denn trotz meiner Mißgestalt bin ich überall gern gesehen und wohl gelitten, und Deine Freundlichkeit machte mich glauben, Du wärest mir gut."

Katharina hatte Friedel auf die Bank niedergezogen, sich neben ihn gesetzt und streichelte ihm die Wangen, indem sie sprach: „Was hat Dir denn der Vater für Antwort gegeben auf Deine Frage?" „Er hat mich abgewiesen," entgegnete dieser. „Und was für Gründe gab er an?" fragte das Mädchen weiter. Friedhelm sah sie an und entgegnete dann: „Dasselbe, was Dich zurückschreckt, hält ihn ab."

Beide schwiegen hierauf eine lange Zeit. Endlich wollte Friedhelm aufstehen, Katharina aber zog ihn zurück und sprach: „Friedel, bleibe noch, ich muß Dir noch etwas sagen. Sieh, als Du mir vorhin sagtest, Du habest um meine Hand angehalten, da kam mir das so unerwartet, und mir fiel der mögliche Spott meiner Freundinnen ein, daß mir die dumme Rede so herausfuhr, die Dir wehe gethan hat. Dies thut mir jetzt recht leid. Als Du aber vorhin mir so alles sagtest, da habe ich eingesehen, daß ich Dir noch recht gut bin. Weil ich Dir aber von Jugend auf gut gewesen bin, mag es wohl kommen, daß ich niemals daran dachte, Du könntest mein Mann werden, und daß mich das so überraschte. Bist Du nun wieder zufrieden und nicht mehr böse auf mich?" „Ich bin es, liebe Katharina," sagte Friedhelm, „ich habe nun eingesehen, daß ich damit zufrieden sein muß und nie mehr begehren darf."

Beide schwiegen wieder eine Weile; endlich begann das Mädchen schüchtern: „Hat denn der Vater ganz bestimmt nein gesagt?" Friedhelm nickte mit dem Kopfe. „Hat er gar keine Hoffnung gegeben?" fuhr sie fort. „Was könnte das helfen," sagte der andere, „wenn der Vater auch wollte, dann willst Du ja noch nicht." „Ach, ich bin ein einfältiges Mädchen," rief Katharina, „das habe ich eingesehen. Du bist ein guter Mensch, und wenn der Vater ja sagte —"

„Dann könntest Du wollen?" rief Friedel fröhlich aus. Katharina senkte den Kopf an seine Brust und sagte schüchtern: „Ach ja!"

Da erschallte draußen die Stimme des Vaters, der nach seiner Tochter rief. Katharina sprang hastig empor und lief davon, Friedhelm aber ging nach Hause auf seine Kammer, setzte sich vor den Tisch, auf welchem der letzte, halbverwelkte Blumenstrauß Katharinas stand, und spielte auf seiner Geige allerhand Weisen, die bald fröhlich, bald traurig durcheinander klangen, wie die Gedanken in seinem Innern, bald fröhlich hoffend, bald zweifelnd und traurig sich durcheinander trieben.

II.

Am Tage Matthäi des Jahres 1549 war in Burtscheid bei Aachen eine fröhliche Hochzeit. Das neue Ehepaar war am Morgen getraut worden, die Hochzeitsgäste hatten bereits das fröhliche Mahl hinter sich und warteten jetzt auf den Anfang des Tanzes, der das Fest beschließen sollte. Allein noch war kein Spielmann da, der mit den Tönen seiner Geige die tanzlustigen Füße in Bewegung gebracht hätte. Während sich die Männer unterhielten oder bei der Flasche saßen, schauten die Mädchen sehnsüchtig zum Fenster hinaus auf die Straße nach Aachen, ob der Erwartete noch nicht kommen wollte. Endlich gewahrten sie von fern einen daherschreitenden Mann. „Das ist er, das ist er!" riefen mehrere Stimmen zugleich, und fast alles eilte an die Fenster Näher und näher kam der Wanderer. „Ja, er ist's," sagte jetzt der Bräutigam, „seht, er schwingt schon die Geige!" Ein junger Bursche aber, der schärfer als die anderen sah, rief wieder: „Nein, er ist es nicht, es ist der krumme Heinz!" Und der war es wirklich; als er näher kam, erkannten ihn alle und gingen verdrießlich vom Fenster.

Der krumme Heinz war aber auch ein Musikant aus dem nahe gelegenen Aachen, der ebenso wie Friedhelm auf Hochzeiten ging und zum Tanze aufspielte, ebenso wie jener einen Buckel hatte, nur mit dem Unterschiede, daß sein

Auswuchs auf der linken, der Friedhelms auf der rechten Schulter saß. Sonst aber gab es keine Aehnlichkeit zwischen den beiden; Friedhelm war bis auf jene Verunstaltung ein hübscher Bursche, auf seinem, von blondem Haar umlockten Gesichte war Gutmütigkeit ausgeprägt, und aus seinen blauen Augen leuchtete Freundlichkeit und Zufriedenheit. Dabei war er ein gar tüchtiger Geigenspieler und deshalb überall gern gesehen. Der andere hingegen war ein tückischer Geselle, dem die Schadenfreude aus den kleinen grauen Augen hervorblinzelte und dessen große Nase recht gut für ein Seitenstück seiner Rückenverlängerung dienen konnte. Dabei kratzte er in garstigen Mißtönen auf seiner Geige, so daß man froh war, wenn man ihn nicht hören mußte. Dieser Unterschied zwischen den beiden sprach sich auch in den Namen aus, mit dem das Volk sie gewöhnlich nannte. Denn jenen hieß man bedauernd den armen Friedel, diesen verächtlich nur den krummen Heinz.

Dieser krumme Heinz nun war es, der eben von Aachen hergewandert kam und bald auch in die Hochzeitsstube trat. Mit einem Scharrfuße zog er seinen Hut und begann kichernd einen Glückwunsch für das junge Paar in schlechten Reimen mit noch schlechteren Scherzen herzukrächzen, worauf er um die Ehre bat, den Gästen zum Tanz aufspielen zu dürfen. Der Bräutigam aber trat vor und sagte, sie könnten ihn nicht brauchen, denn sie hätten den Friedhelm bestellt, und er würde bald kommen. Der krumme Heinz zog eine Fratze und sagte höhnisch: „So, so, der Friedel ist bestellt. Ei, ei, das ist ja ein gewaltiges Aufheben um den lieben Friedel! Als wenn nicht ein Buckel wäre wie der andere!“ Der Bräutigam hörte nicht weiter auf diese Worte, sondern gab ihm ein Stück Kuchen und ein Glas Wein, hieß ihn das in einer Ecke verzehren und dann seines Weges nach Hause gehen. Der Musikant that, wie ihm geheißen, und niemand kümmerte sich weiter um ihn, besonders, da bald darauf die spähenden Mädchen den lange ersehnten Friedel kommen sahen. Allgemeines Leben kam jetzt in die Gäste, die Tische wurden beiseite geschoben, und manche von den Burschen probierten, ob sie noch gerade genug gehen könnten, um einen Tanz wagen zu dürfen.

Als Friedhelm in das Gemach trat, schallte ihm ein allseitiges Willkommen entgegen, die Mädchen drängten sich um ihn und fragten, ob er neue Weisen mitgebracht, die jungen Männer schüttelten ihm die Hand, nahmen ihm den Hut und die Geige ab, sie beiseite legend, und der Bräutigam zog ihn in die Mitte der Stube, ihm Wein und Imbiß bringend. Friedhelm beantwortete freundlich die Fragen der Mädchen, erwiderte das Willkommen der Männer und labte sich an den gebotenen Erfrischungen. Bald aber rief man zum Tanze, es wurde Platz gemacht, Friedhelm nahm seine Geige und setzte sich auf seinen Stuhl, der in der einen Ecke auf einem Tische stand. Die Tänzer standen bereit, Friedel schaute sich wohlgefällig die tanzlustigen Paare an und fing an zu geigen — doch ach — die Geige gab keinen Ton von sich — er strich stärker und stärker, da platzten alle Saiten. Erschrocken und blutrot vor Scham untersuchte er sein Instrument — und siehe, der Bogen war mit Fett beschmiert, und die Saiten waren soweit durchgeschnitten gewesen, daß sie bei starkem Drucke reißen mußten. Friedel konnte das nicht begreifen und sagte den erstaunten Gästen, was vorgefallen sei; da rief einer: „Das hat niemand gethan als der krumme Heinz!“ „Ja, ja, der krumme Heinz!“ riefen alle wie aus einem Munde, und von mancher Seite tönte noch ein kräftiger Fluch dazu. Der Bräutigam aber rief: „Sucht den Spitzbuben, er muß noch hier sein, ich habe immer an der Thür gestanden und habe ihn nicht herausgehen sehen!“

Und siehe da, er wurde auch glücklich gefunden. Unter einem Tische steckte er und wurde trotz seines Sträubens hervorgezogen und in die Mitte der Stube gelegt. Die jungen Männer hielten nun Rat, wie sie den boshaften Krüppel bestrafen wollten und es wurden allerhand Vorschläge gemacht: ihn in den Keller zu sperren, ihn in ein Wasserfaß zu stecken, ihn mit Ruten zu peitschen. Friedhelm aber trat vor ihn hin und sagte: „Nicht also, thut dem armen Burschen nichts zuleide! Hat er sich einen Scherz mit mir machen wollen, so verdient er keine Züchtigung, und hat er mir aus Bosheit einen Streich gespielt, so vergebe ich ihm. Also laßt ihn seines Weges gehen. Es ist

nicht allzuweit bis Aachen. Wenn ich hinlaufe, so bin ich in einer halben Stunde mit neuen Saiten und einem anderen Bogen wieder zurück und will euch aufspielen, so lange ihr wollt."

Anfangs wollten die aufgebrachten Gäste den boshaften Krüppel nicht ohne Strafe durchlassen, allein Friedhelm bat so lange, bis er mit den Püffen und Stößen davonkam, die er bei dem Hervorziehen unter dem Tische schon erhalten hatte und die ihm hier und da noch einer heimlich zusteckte. Darauf wurde ein Bote nach Aachen geschickt, der für Friedel neue Saiten und einen andern Bogen holte, und eine Stunde nachher war laute Fröhlichkeit in dem Hochzeitshause; Friedel aber saß wie gewöhnlich mit freudeglänzenden Augen in seiner Ecke und geigte nach Herzenslust, und wenn die Mädchen baten: „Friedel, rascher," so nickte er mit dem Kopfe und strich rascher und freute sich der allgemeinen Lust, denn es kam ihm vor, als brächte er alle die Fröhlichkeit auf seiner Geige hervor, wie es denn zum Teil auch war.

III.

Die Hochzeitsgäste schlossen ihren Tanz, als 11 Uhr des Nachts vorüber war, denn sie waren müde von dem Vergnügen, das den ganzen Tag schon gewährt hatte, und der Bräutigam, der immer noch zu neuer Lust angespornt, war verschwunden, so daß niemand mehr sie anfeuerte. Friedhelm brach dann auch auf und wanderte seines Weges nach Aachen zu. Mancherlei Gedanken trieben sich in seinem Kopfe herum. Hatte ihn die Freundlichkeit Katharinas mit Lust und Mut erfüllt, so konnte doch die Hoffnung nicht recht in ihm lebendig werden, denn ihr Vater war ihm als ein starrsinniger Mann bekannt, der nie von dem abging, was er einmal gesagt hatte, und er bemühte sich fortwährend, seine Wünsche zu unterdrücken und sich an den Gedanken zu gewöhnen, mit der stillen Freundlichkeit Katharinas zufrieden zu sein. Unter diesem Sinnen und Denken hatte er die Stadt erreicht, als es eben 12 Uhr schlug. Es kam ihm ganz eigen vor, als in der stillen Nacht die Türme begannen zu

sprechen und einer dem andern ins Wort fiel, und die wohlbekannten Glocken durcheinander tönten; wie treue, nie rastende Wächter, die unbekümmert um Tag und Nacht, um Sturm oder Sonnenschein jahraus jahrein über die Stadt wachen, kamen sie ihm vor, und er empfand den Schauer, der den Menschen wohl überkommt, wenn in der tiefen Stille der Nacht ein mächtiger Ton laut wird. Allein noch größer wurde sein Schauer, als er plötzlich ein helles Licht in der Straße erblickte. Zögernd ging er weiter, bis er auf den Pervisch (Fischmarkt) kam. Da blieb er staunend stehen, denn es bot sich ihm ein solcher Anblick dar, daß er kaum wußte, ob er seinen Augen trauen sollte. Die Fischbänke waren behangen mit goldgestickten Samtdecken; darauf standen in silbernen und goldenen Gefäßen Speisen und Wein in reicher Fülle, und eine Masse von Wachskerzen auf silbernen Leuchtern erhellte alles. Rings herum aber saßen auf prachtvoll geschmückten Bänken eine Menge Damen im reichsten Putz, welche fröhlich waren bei dem nächtlichen Gelage. Ernst blickten die umstehenden Häuser auf den seltsamen Spuk, hell erleuchtet mit ihrer Vorderseite von dem Schimmer der Kerzen, während die Dächer vom Dunkel der Nacht bedeckt waren. Friedhelm glaubte unter den Damen lauter bekannte Gesichter zu sehen. War das nicht die Frau des reichen Seidenhändlers? Und dort die Frau Bürgermeisterin? Und da die Tochter des Stadthauptmanns? Er trat unwillkürlich näher, sich zu überzeugen; wenn er aber eine der Damen scharf ins Auge fassen wollte, so schien sich ihr Gesicht zu ändern, und er erblickte ganz unbekannte Züge, dafür aber sah die zweite aus, wie die erste eben ausgesehen hatte, und schaute er diese an, ging das Gesicht auf die dritte über, und so weiter, daß es dem armen Musikanten nicht möglich war, jemand zu erkennen, und ihm ganz wirr zu Mute wurde. Als er nun so stand, geblendet von dem Glanze des Festes und durchschauert von dem nächtlichen Spuk, trat plötzlich eine der schönsten Damen auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und führte ihn nach der Mitte des Platzes, wo ein runder Tisch mit vielen silbernen Krügen voll des köstlichen Weines stand. Einige von diesen Krügen schob sie zur Seite und sprach dann: „Du kommst zu guter

Stunde, lieber Spielmann, wir haben ein köstliches Mahl gehalten und begehren nun zu tanzen. Nimm Deine Geige zur Hand und spiele uns etliche fröhliche Weisen dazu, es soll an der gebührenden Spende nicht fehlen.“ Friedhelm wußte noch immer nicht, wie ihm geschah, doch begriff er so viel, er sollte zum Tanze aufspielen, und das fing er denn auch an. Kaum erklangen die ersten Töne seiner Geige, als ein gewaltiges Leben in die Gesellschaft kam. Alles sprang in die Höhe, die Sitze wurden beiseite geschoben, die Reihen stellten sich und der Tanz begann. Solch seltsamen Tanz hatte Friedhelm noch nicht gesehen. Anfangs umzogen die Damen paarweise in langer Reihe den Tisch, auf welchem er stand, dann faßten sie sich bei den Händen und bildeten einen großen Ring, der sich in eine lange Kette auflöste, welche anfangs langsam und dann immer schneller den Tisch umkreiste. Dann löste die Kette sich auf, und die Tänzerinnen liefen durcheinander, als wäre alle Ordnung verschwunden, und doch war dies nicht der Fall, denn immer bildeten sich die seltsamsten Verschlingungen und Figuren, deren beständiger Mittelpunkt Friedhelm mit der Geige war. Dabei herrschte Totenstille, kein lautes Atmen war zu vernehmen und die Schritte und Tritte der Tänzerinnen waren unhörbar, so daß die Töne der Geige allein für das Ohr Leben gaben. Friedhelm entsann sich auch nicht, jemals solche Weisen gespielt zu haben, als ihm jetzt entschlüpften; so kraus und so verworren die Verschlingungen des Tanzes waren, so sonderbar hüpften seine Finger unwillkürlich auf dem Griffbrette umher, und es kamen kühne und wilde Töne hervor, wie sie zu dem Tanze paßten, oder sanft schmelzende Gänge, wenn das Gewirr des Tanzes sich auf Augenblicke in eine schöne Figur auflöste. Immer rascher wurde jetzt der Tanz, immer wilder Friedhelms Musik, die Tänzerinnen faßten sich zu drei und vier an und fuhren durcheinander hin und umeinander her, daß Friedhelm meinte, sie würden sich gegenseitig verletzen, und es aussah, als gäbe es eine gewaltige Schlägerei, so daß dem armen Musiker zuletzt der Angstschweiß ausbrach, denn die Töne seiner Geige, die er spielte, ohne ihrer Herr zu sein, zerrissen sein Ohr, und das geräuschvolle Gewühl vor seinen Augen, das nirgend einen

Anfang, nirgend einen Endpunkt hatte, erfüllte ihn mit Grauen. Er wollte aufhören und konnte nicht, er mußte immer geigen, wie von unsichtbarer Macht getrieben. Immer unheimlicher wurde der Spuk, immer wilder der Tanz; er sah, wie die Tänzerinnen lachten, und er hörte es nicht; er sah, wie sie einander zuriefen, und er hörte es nicht; er sah, wie ihre Busen wogten in heftiger Aufregung, wie sie keuchten in der Erschöpfung des Tanzes, und doch vernahm sein Ohr kein Zeichen des Lebens als die immer greulicheren Töne seiner Geige. Als er nun meinte, er könne es nicht mehr aushalten und müsse zusammensinken, trat die Dame auf ihn zu, die ihn vorher angeredet hatte, und winkte ihm, aufzuhören. Da war sein Bann gelöst, und er nahm die Geige herab.

Sogleich war der Tanz beendet, und in wenig Augenblicken saßen die Damen wieder an den Tischen und tranken in langen Zügen die wohlverdiente Labung. Friedhelm sprang von seinem Sitze und wollte sich fortmachen, die Dame aber gebot ihm zu bleiben und sagte: „Du hast wacker gespielt, mein Spielmann, und mußt ein tüchtiger Musikant sein, daß Du es vermochtest, unsern Tanz zu begleiten. Denn nicht jeder kann das, und gehört dazu ein reines Gemüt, das sich nicht verwirren läßt von dem nächtlichen Spuk, den es nicht begreift. So sollst Du auch einen Lohn haben, wie Du ihn verdient hast.“ Rasch knöpfte sie ihm nach diesen Worten sein Wams auf, griff nach seinem Rücken, nahm geschickt den Höcker herab, der ihn verunstaltete, und legte ihn in eine silberne Schüssel und sprach: „Von dieser Unform sei Dein Körper befreit, auf daß sich erfülle was Du wünschest.“ In diesem Augenblick schlug die Uhr eins und der ganze Spuk war verschwunden. Friedhelm fand sich einsam auf dem Pervisch, und um ihn war dichte Finsternis. Und ihm kam es vor, als sei er aus einem wüsten Traume erwacht und eben zu sich selbst gekommen. Wie ein Halbtrunkener wankte er nach Hause, und als er sein Lager gefunden, sank er augenblicklich in tiefen Schlaf.

IV.

Der dicke Herr Claassen saß in seinem Lehnstuhle und ruhte aus, denn er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen. Vor ihm stand in demütiger Haltung der krumme Heinz und hörte mit an, was ihm der reiche Herr mitteilte, der zuweilen mit der Weinkanne seiner Rede reichen Fluß gab. Die Mitteilungen des Herrn Claassen lauteten aber wie folgt: „Ich glaube, der Teufel ist in die verdammten Musikanten gefahren, daß sie kommen und mich mit allerhand Anliegen plagen. Neulich war der Friedel da und wollte meine Tochter heiraten. — Hagelelement, das fehlte noch, daß ich meinen Schwiegersohn unter den Buckeligen aussuchen und meine Tochter einen Mann haben sollte, der nicht gerade stehen kann. Und heute kommt da der krumme Schlingel und hat den tollen Einfall, Kellner bei mir werden zu wollen. Glaubst Du denn, Du Schafskopf, daß ich mir die Gäste mit Gewalt aus meiner Weinstube bannen soll? Wem würde dann noch ein Trunk Wein schmecken, der ihm von so einem Unhold dargeboten würde! Sieht der Kerl aus wie eine erfrorene Runkelrübe und will Kellner bei mir werden! Du mußt wissen, Du Kalbskopf, daß der reiche Claassen nur das beste aussucht für sich und sein Haus. Der Friedel ist doch noch ein hübscher Kerl, wenn man seinen Buckel nicht sieht, dem könnte man es eher nachsehen, aber Du mit Deinem Mulattengesicht solltest Dich lieber als Kobold vermieten, wenn jemand die Kinder erschrecken wollte."

Herr Claassen hätte vielleicht seinen Worten noch einiges hinzugesetzt, denn er war ordentlich im Zuge, wäre er nicht unterbrochen worden. Ein junger, festtäglich gekleideter Mann trat in das Gemach, indem er mit freundlicher Stimme einen guten Morgen bot. Der Weinwirt starrte ihn einen Augenblick an und rief endlich: „Na, was soll denn das bedeuten? Wenn Ihr einen Buckel hättet, so wollte ich drauf schwören, Ihr wäret der arme Friedel."

„Der bin ich wirklich," sagte Friedhelm, „und komme, Euch zu bitten, Euer Wort zu erfüllen." „Dummes Zeug," rief Herr Claassen, „treibt mir keinen Fastnachtsspuk. Wer

seid Ihr, junger Mann, und was wollt Ihr?" „Ich bin wirklich Friedhelm," war die Antwort, „die Bedingung, die Ihr mir setztet, hat sich erfüllt, Ihr seht, meine Mißgestalt ist verschwunden, und so denke ich Euch als Schwiegervater begrüßen zu können."

Der Alte saß mit aufgesperrtem Munde und traute seinen Augen nicht. Es war Friedhelms Gesicht, seine Stimme, seine ihm wohlbekannte Kleidung — aber die gebückte Gestalt hatte sich aufgerichtet, und aus dem verwachsenen Jüngling war ein schlanker, hübscher junger Mann geworden. Herr Claassen stand auf, betastete Friedhelms Rücken, schüttelte den Kopf und sagte endlich: „Mit rechten Dingen geht es nicht zu; es ist Friedhelm, aber ohne Buckel. Nun sage, Junge, wie bist Du den verdammten Höcker los geworden?"

Friedhelm erzählte sein Abenteuer und berichtete weiter, als er am Morgen aufgewacht, habe er alles für einen Traum gehalten, bis ihn der fehlende Auswuchs von der Wirklichkeit des Vorgegangenen überzeugt habe. Herr Claassen hörte verwundert zu und sagte endlich: „Von dem Quatemberspuk auf dem Pervisch hat mir schon meine Mutter erzählt, ich habe es aber nie recht glauben wollen. Also ist es doch wahr, denn ich kann nicht mehr zweifeln, wenn ich Dich ansehe. Nun, da es so gekommen ist, so sei mir willkommen, Du wackerer Schwiegersohn; sein Wort hält der alte Claassen in allen Fällen, hätte ich auch nicht geglaubt, daß es so kommen könne. „Nun, krummer Heinz," fuhr er, zu diesem gewandt, fort, „da kannst Du Dein Glück auch versuchen, und wenn Du Deinen Buckel los geworden bist, so komm wieder, dann sollst Du mein Trinkbube werden."

Der buckelige Musikant hatte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit alles mit angehört, warf jetzt einen Blick des giftigsten Neides auf den glücklichen Friedhelm und machte sich fort.

Herr Claassen aber nahm diesen bei der Hand und führte ihn zu seiner Tochter. Katharinas Erstaunen war nicht geringer als das ihres Vaters, noch größer aber war ihre Freude. Denn liebte sie den guten Friedhelm wirklich, so wäre ihr der Entschluß, ihn in seiner Mißgestalt zu heiraten, doch etwas schwer gefallen; ist es doch für eine junge, schöne

Frau eine harte Aufgabe, neben einem Manne zu gehen, dessen körperliche Mängel so leicht die Spottlust der Menschen reizen.

V.

Am Tage St. Gerhardi war die Hochzeit Friedhelms mit Katharina Claassen. Die junge Frau hatte ihrem Manne das Versprechen abgenommen, nie wieder in einer Quatembernacht auf den Pervisch zu gehen, denn sie fürchtete, ein solches Abenteuer könne auch einmal einen schlimmen Ausgang haben, und der glückliche Neuvermählte hatte mit Freuden sein Wort gegeben. Seine Geige aber, der er sein Glück verdankte, war in dem besten Zimmer des Hauses aufgehangen worden zum ewigen Andenken, damit sie niemals mehr gebraucht werde.

Nach dem Hochzeitsmahle sollte ein froher Tanz die Gäste belustigen, und der krumme Heinz war bestellt worden, dabei aufzuspielen. Allein der ließ sich vergeblich erwarten, und als endlich nach ihm geschickt wurde, fand der Bote seine Wohnung verschlossen, und niemand konnte ihm sagen, wo der Musikant zu finden sei. Der wackere Friedhelm aber nahm selbst die Geige und spielte seinen Gästen auf, daß es bei seiner Hochzeit an nichts fehlen sollte, und so war lauter Jubel und Fröhlichkeit in dem Hochzeitshause.

Der krumme Heinz wandelte indessen in höchster Aufregung um die Stadt, von Zeit zu Zeit stehen bleibend und irgend eine Tanzweise auf seiner Geige spielend. Am Gerhardstage war wieder Quatember und Heinz entschlossen, auch sein Heil auf dem Pervisch zu versuchen, denn da sollte nach dem Volksglauben der nächtliche Spuk sich wiederholen. Die ganze Zeit über bis zu diesem Tage hatte er sich auf seinem Instrumente geübt, hatte die schönsten und neuesten Weisen sich verschafft und eingelernt und war so fest von dem Gelingen seines Unternehmens überzeugt, daß er oft stundenlang vor einem kleinen Spiegel stand, sich seinen Buckel hinwegträumte und versuchte, seinem verwachsenen Körper eine gerade Haltung zu geben. Endlich war der Tag herangekommen. Es litt ihn nicht zu Hause, denn die Ungeduld

und Erwartung trieb ihn rastlos umher, und so lief er in großer Aufregung um die Stadt. Um keinen Preis hätte er heute zum Tanze aufgespielt, hätte es auch nicht vermocht, denn sein Kopf war voll der tollsten, ausschweifendsten Pläne. Er gedachte nicht zufrieden damit zu sein, daß er seinen Buckel los würde, er wollte auch um einige von den goldenen und silbernen Gefäßen bitten und meinte, die würden ihm wohl nicht abgeschlagen werden. So ein goldenes Gefäß hätte ihn zum reichen Manne gemacht, und seine Gedanken ergötzten sich an den geträumten Bildern des prächtigen Lebens, das er dann führen wollte. Wie hochmütig wollte er auf alle die herabsehen, die ihn jetzt verspotteten; wie wollte er sich an allen denen rächen, die ihn jemals beleidigt hatten; wie wollte er besonders den armen Friedhelm kränken, den er bitter haßte, ohne eigentlich zu wissen, weshalb, denn der Neid ist sich niemals eines klaren Grundes bewußt.

Langsam schlichen ihm die Stunden vorüber, denn er konnte es nicht erwarten, alle seine Gedanken verwirklicht zu sehen; alle Augenblicke schaute er nach der Sonne, die heute so spät unterging und deren Gang er so gern beschleunigt hätte; seine Pulse schlugen in fieberhafter Ungeduld. Endlich war sie gesunken, und die Nacht lagerte sich langsam über die Erde. Eilig schritt er der Stadt zu, um ja nicht die Stunde der Mitternacht zu versäumen. Als er an dem Hause des dicken Herrn Claassen vorbeikam, dessen Fenster hell erleuchtet waren von dem Hochzeitsfeste, blieb er einen Augenblick stehen und sprach für sich: „Hoho, zum Tanze soll ich dir aufspielen, du dummer Narr? Wer weiß, wie bald du mir einmal aufspielst! Ich werde nicht ein so alberner, furchtsamer Tropf sein wie du, und die spukhaften Damen sollen mir wacker herausrücken mit ihren Schätzen Dann wollen wir sehen, wer das Leben am besten versteht; dann soll sich der dicke Herr Claassen demütig vor mir bücken, der mich nicht einmal zum Kellner wollte; dann sollt ihr euch alle wundern über den pfiffigen Heinz!"

Ein lauter Ausbruch des Jubels der fröhlichen Hochzeitsgäste beantwortete seine einsame Rede, und grimmig schlich sich der Heinz von dannen. Auf dem Pervisch angelangt

verbarg er sich in einer Ecke, um das Herannahen der Mitternachtsstunde zu erwarten und genau zu beobachten, woher die Damen kämen und wie sich alles zu dem Feste anschickte. In peinigender Ungeduld hatte er so eine Stunde gestanden, als die Uhr dreiviertel auf zwölf schlug. Da überfiel ihn eine so unwiderstehliche Müdigkeit, daß er stehend, in die Ecke gelehnt, einschlief. Als er wieder erwachte, umgab ihn eine glänzende Helle. Er war dicht bei dem nächtlichen Gelage, und alles war so, wie es Friedhelm beschrieben hatte, die prachtvollen Decken, die reichen Gefäße, die geputzten Damen, — und hoch auf schlug sein Herz vor freudiger Hast, denn jetzt meinte er am Ziele seiner Wünsche zu stehen. Dreist trat er aus seinem Winkel hervor und ging nach der Mitte des Platzes, wo der Schenktisch stand, wie ihn Friedel beschrieben hatte. Und siehe, eine Dame trat ihm entgegen und sprach: „Du bist uns willkommen, lieber Spielmann; wir haben ein köstliches Mahl gehalten und begehren zu tanzen. So nimm denn Deine Geige zur Hand und spiele uns eine fröhliche Weise dazu."

„Richtig, ich weiß schon," rief der dreiste Geselle, stieg auf den Schenktisch und begann zu geigen. Kaum erklangen die Töne seines Instrumentes, als sich alles zum Tanze anschickte. In großem Ringe bewegten sich die Tänzerinnen um den Tisch, sich alle gegen den Spielmann neigend. Dieser erwiderte die Verbeugungen, die ihm gar nicht galten mit gewaltigen Kratzfüßen, und da er unter den Damen eine Menge bekannter Gesichter erblickte, fing er an zu sprechen und rief: „Ei, guten Abend, Frau Schnuckes! Sieh da, Jungfer Staaten, seid Ihr auch hier? Aha, Frau Brummer, wenn das Euer Mann wüßte! Prosit Mahlzeit, Frau Bierutsch! Hat's geschmeckt, Jungfer Keesen?" So oft er aber eine der Damen bei dem Namen nannte, verschwand diese, so daß der Kreis immer kleiner wurde. Als dies endlich der freche Bursche merkte, wurde er ganz verwirrt und kam aus einer Weise in die andere, so daß keine zu der andern paßte. Bald spielte er ein Stück eines fröhlichen Reihentanzes und fiel dann mit einem Sterbeliede ein; dann kam er wieder in einen Soldatenmarsch und aus diesem in die Weise eines Volksliedes.

Der Tanz um ihn wurde aber immer verwirrter, denn die Töne der Geige paßten nicht zueinander, und durch das fortwährende Rufen des Musikanten wurden der Tänzerinnen immer weniger, so daß große Lücken entstanden. Jetzt fingen die Damen an zu schelten und zu schmähen, und obwohl Heinz keinen Laut vernahm, so sah er doch die zornigen Geberden und die geballten Fäuste, so daß ihm angst und bange wurde und er immer schlechter spielte. So oft eine Dame verschwand, erlosch auch ein Licht, und zwar immer das ihm zunächst stehende. Dadurch fing es an finster zu werden, und er konnte die Gestalten kaum noch unterscheiden, die sich jetzt gespensterartig im Tanze um ihn bewegten. Je verwirrter er aber wurde und je schlechter er geigte, desto lauter fing er an zu schreien: „Hallo, was ist das für eine Art? Laßt die Lichter brennen! So war es doch beim Friedel nicht! Tanzt doch nicht so verkehrt, mir wird sonst schwindlig! Heda, Jungfer Raute, Ihr springt ja auf einem Beine, — fallt nicht, Frau Barbara, da liegt ein Stein im Wege, — ei, wer löscht denn die Lichter aus, es wird ja ganz finster!"

Während er so rief, war er mit dem Bogen in Verwirrung unter die Saiten geraten und kratzte jetzt auf dem Brette hin und her, ohne es zu merken, daß er keinen Ton mehr hervorbrachte. Endlich schlug es dreiviertel auf ein Uhr, und die Dame, die ihn zuerst angeredet hatte, winkte ihm aufzuhören. In Schweiß gebadet, sprang er von dem Tisch herunter und rief: „Das war ein saures Stück Arbeit, — jetzt gebt mir aber auch meinen Lohn!" „Lohn begehrst Du?" fragte die Dame. „Ei nun, ich meine, ich habe ihn redlich verdient," war des Musikanten Antwort. „Wohl, er soll Dir werden," sprach die Dame weiter, „wie Du ihn verdient hast. Du bist nicht durch Zufall hergekommen, sondern hast Dich hier eingeschlichen; Du hast durch freche Reden unser Fest gestört, denn siehe, es sind nur wenig Gäste da und fast alle Lichter sind verloschen; Du hast schlecht aufgespielt, denn Dein Gemüt ist voll Haß und Neid und nicht im stande, der Verwirrung zu entgehen, darum nimm Deinen wohlverdienten Lohn." Bei diesen Worten ergriff sie die silberne Schüssel, in welcher sie den

Höcker Friedhelms sorgsam aufbewahrt hatte, nahm ihn heraus, knöpfte dem zitternden Heinz das Wams auf und heftete ihm den Höcker vor die Brust. In dem Augenblick schlug es 1 Uhr, und alles war verschwunden. Heinz konnte seine Gedanken nicht sammeln; ohne zu wissen, was mit ihm vorgegangen war, wankte er nach Hause und suchte sein Lager. Als er aber am andern Morgen erwachte, begriff er, daß alles Wahrheit gewesen, was er geträumt zu haben glaubte; denn auf der Brust hatte er wirklich einen gewaltigen Höcker, der so fest saß, als hätte er ihn von Jugend auf gehabt. Das war der traurige Ausgang seiner hochfliegenden Pläne. Bis an seines Lebens Ende schleppte er sich mit seiner doppelten Last herum. Zu dem Spotte, der ihn früher getroffen, gesellte sich jetzt die Verachtung des Volkes, so daß er überall gemieden wurde und verhungert wäre, hätte ihn nicht der glückliche Friedhelm durch seine Wohlthaten ernährt.

Die Sage von Rolandseck.

1. Rolands Ankunft auf dem Drachenfels.

Auf dem Drachenfels, der sich aus der Gruppe des Siebengebirges mächtig emporhebt, erlegte der Hörnen Siegfried den Lindwurm, dort tötete die Jungfrau den feuerspeienden Drachen, und noch manche andere Sage knüpft sich an das hochragende Gestein.

Auf jener Burg, so erzählt die Mär, wohnte zu Karls des Großen Zeiten Ritter Uffo mit seiner schönen Tochter Hildegunde. Uffo war ein friedlicher Mann, der schon lange nicht mehr mit Wehr und Waffen hinauszog, um seine

Nachbarburgen zu bestürmen und zu berauben; darum war er auch weit und breit geachtet und geliebt und die Nachbarn nahmen gern Hilfe und Rat von ihm an. Hildegunde aber war wegen ihrer Schönheit und ihrer großen Tugenden als die Perle des Rheins bekannt. Wenn die Ritter auf ihren starken Rossen an dem hohen Bergkegel vorübersprengten oder im wiegenden Schifflein über die Wogen des Rheines dahinglitten, dann schauten sie wohl sehnsüchtigen Blickes hinauf nach den Türmen und Zinnen des Schlosses auf der Spitze des Drachenfels, aber bisher hatte noch niemand gewagt, sie zu seiner Ehegenossin zu begehren.

Uffo war bereits ein alter und gebrechlicher Mann, welcher der treuen Pflege seiner Tochter um so mehr bedurfte, weil seine Gattin längst im Grabe ruhte; aber Hildegundes Sorgfalt und Liebe ließ ihn keine Bequemlichkeit entbehren. Unablässig sann sie darauf, wie sie ihm Freude machen und seine alten Tage versüßen könnte.

An einem warmen Sommertage saß Hildegunde auf dem offenen, von mächtigen Steinpfeilern getragenen Söller oder Altan der väterlichen Burg und schaute hinab auf das bezaubernde Rheinthal. Da unten, wo sich der Strom in zwei Arme teilte, umschloß er eine liebliche Insel und drüben stieg das bewaldete Gebirge empor und bot dem Auge einen gar freundlichen und frohlockenden Anblick. Von den schroffen Abhängen des Drachenfels aber strömte der Duft würziger Kräuter zu dem Söller herauf und erregte in der Seele des Burgfräuleins anmutige Gedanken. Da trat auch der alte Uffo auf den Söller und nahm Platz an der Seite seiner Tochter. Hildegundes Augen richteten sich nach dem jenseitigen Ufer, denn dort wurden zwei Reiter sichtbar, welche der holperigen Straße nachsprengten.

Der Insel gegenüber machten sie Halt an dem kleinen Häuschen des Fährmannes und klopften an die Thür. Der Ferge steckte den Kopf heraus und schien nach ihrem Begehren zu fragen. Der vordere der beiden Reiter deutete mit der Hand auf den Strom, und der Ferge trat vollends aus dem Hause, indem er die eiserne Kette seines Nachens vom Pflocke löste und ihn näher ans Land zog.

Die beiden Reiter sprangen aus den Sätteln, stiegen in den Kahn und führten die Pferde neben demselben her.

„Sieh die beiden Reiter," sprach Hildegunde, indem sie mit dem Finger auf den Strom hinabdeutete. Uffo hatte nicht das scharfe Auge seines Kindes, es reichte nicht einmal bis auf den Spiegel des Wassers. Hildegunde mußte ihm beschreiben, was sie schaute.

„Noch kann ich wenig erkennen," sprach sie, „denn die Entfernung ist groß, aber auf dem Körper des einen funkelt und glitzert die Sonne; er muß also eine metallene Rüstung tragen und ein Ritter sein; der andere aber glänzt nicht, darum wird es sein Diener sein. Jetzt stößt der Ferge das Boot vom Lande und rudert es weiter; die Pferde aber schwimmen hinter dem Kahne her. Rasch schießt das Boot durch die Flut und es scheint, sie halten auf den Drachenfels zu."

„Willkommen, wenn es ein Gast ist," sagte Uffo. „Auf unserem einsamen Felsenneste thut uns zuweilen eine kleine Zerstreuung not."

„Möglich, daß die Männer ihre Hengste nach unserer Wolkenwohnung richten," antwortete Hildegunde, „aber ob sie als Freunde oder als Feinde kommen, das werden wir erst sehen, wenn sie oben sind."

„Wer sollte uns Böses wollen?" fragte Uffo. „Wir sind ja mit allen Nachbarn im Frieden und, soviel ich weiß, hat niemand Ursache, sich über uns zu beklagen; doch der Vorsicht wegen will ich Befehl geben, daß das Thor geschlossen und die Brücke aufgezogen wird."

Sie gingen zusammen in die große Halle und warteten. Bald nachher stieß der Turmwart ins Horn; ein Knappe kam und meldete, daß draußen vor dem Thore ein Ritter mit seinem Schildträger halte und Einlaß und Herberge begehre.

„So er allein ist und das Versprechen ablegt, nichts Feindliches zu beginnen," gab Uffo zur Antwort, „so mag er kommen und unser lieber Gast sein."

Der Knappe kehrte mit dieser Antwort zurück, stieg auf die Mauer über dem Thore und rief dem Ritter zu: „Mein Herr entsendet mich, Euch Gastfreundschaft anzubieten wenn

Ihr mit friedlichen Gesinnungen kommt und nichts Böses im Schilde führt."

Der Ritter erhob sich im Sattel und entgegnete: „Ich bin Roland, des Kaisers Neffe, und hege die freundschaftlichsten Gefühle für den Ritter Uffo, denn aus dem Munde des Kaisers weiß ich, wie groß seine Tugenden sind und wie tapfer er dreingeschlagen, als sein Arm noch jung und kräftig war."

Als Uffo diese Botschaft hörte, war sein Herz hocherfreut, und er selbst ging zum Thore, um den hohen Gast zu bewillkommnen.

Sogleich gab er Befehl, die Brücke niederzulassen und das Thor zu öffnen. Roland und sein Begleiter ritten durch die hallende Wölbung der dicken Umfassungsmauer in den Schloßhof. Hier sprangen sie von den Pferden, und Roland streckte Uffo seine Hand entgegen.

„Seid mir willkommen und macht es Euch behaglich in meiner Burg," sagte dieser, ergriff den mit Schienen bewehrten Arm des Gastes und geleitete ihn in die höher gelegene Burg, während sein Schildträger mit einem ledernen Sacke folgte, der hinten auf sein Pferd geschnallt gewesen war. In dem Gemache, welches Roland zur Wohnung angewiesen worden, kleidete er sich um, denn der Gefahr wegen, womit in jenen Zeiten das Reisen verbunden war, hatte er auf dem Wege die Rüstung getragen, aber mit diesem martialischen Anzuge wollte er nicht in der friedlichen Empfangshalle erscheinen. Nachdem ihn sein Schildträger der Rüstung entledigt und er ein kaltes Bad genommen hatte, begann er, sich in seine Haustracht zu kleiden, welche ihm Wulff, sein Knappe, darreichte.

2. Kuno von Hammerstein.

Mit diesen Gewändern angethan, erschien er in der kleinen Halle, in welcher bei Anwesenheit von Gästen die Mahlzeiten eingenommen wurden. Herr Uffo hatte sich ebenfalls mit Festkleidern geschmückt und nötigte Roland zum Sitzen auf der Steinbank in der Fensternische. Dann reichte er ihm die Hand und sprach: „Nun sagt mir, Herr Ritter, was Euch hierhergeführt, und seid gewiß, daß ich Euch in allem willig sein werde."

„Einen besonderen Grund wüßte ich kaum anzugeben," antwortete Roland. „In Geschäften des Kaisers komme ich von Mainz herab und habe nun müßige Tage, die ich in Ruhe verbringen kann, ehe ich in die Aachener Pfalz zurückkehre. Euer Felsennest hat mich schon von weitem angezogen, und da ich mich bei seinem Anblicke all der tapferen Thaten erinnerte, welche Ritter und Knecht von Euch erzählen, so wollte ich nicht weiter reisen, ohne Euch begrüßt und die Hand gedrückt zu haben."

Der alte Uffo lebte bei diesen Worten sichtlich auf und sein Auge glänzte wieder, wie in jenen Tagen, wo er seinen Schlachthengst in die dichtesten Reihen drängte und mit nerviger Faust und gutem Schwerte nach rechts und links wuchtige Hiebe austeilte.

Wohl eine Stunde hatten sie zusammen geplaudert, als ein Page eintrat und seinem Herrn meldete, daß der Koch die Speisen fertig habe. Da wandte sich Uffo an seinen Gast und sprach: „Wenn es Euch genehm ist, Herr Roland, so lasse ich auftragen. Wir deucht, daß Ihr ein gutes Mahl nicht verschmähen werdet, denn aus eigener Erfahrung weiß ich, wie es mundet, wenn man einen scharfen Ritt gemacht hat."

„Ich hoffe Eurer Küche Ehre zu machen, Herr Ritter," gab Roland zur Antwort, „denn seit der Morgensuppe ist kein Bissen über meine Lippen gekommen."

Uffo befahl nun dem Pagen, daß angerichtet und aufgetragen werde.

Indessen war Hildegunde durch die mit einem gewirkten Teppiche verhangene Thür in die Halle getreten. Auch sie hatte, um den Gast zu ehren, ihr Festgewand angelegt. Das blonde Haar war mit purpurnen Bändern umwunden und von dem rosenfarbigen Nacken floß ein reich gestickter Mantel über das in Purpur gefärbte Leinenkleid. Um den Hals wand sich eine goldene, mit glänzenden Edelsteinen verzierte Kette und um die Stirne schlang sich eine aus Goldfäden zusammengesetzte Binde. Der Mantel aber wurde auf der Brust von einer goldenen Spange gehalten. Ebenmäßig von Wuchs, schlank von Gestalt und hold von Antlitz, mußte sie auf jeden einen angenehmen Eindruck machen. Roland war erstaunt über so viel Schönheit, die er auf dem einsamen Berge nicht vermutet hatte.

„Edle Jungfrau," sprach er, indem er einen Schritt näher trat und sich tief verneigte, „Euer Vater hat mich als Gast in seiner Burg aufgenommen, aber ich fürchte fast, daß Euch meine Anwesenheit in der stillen Ruhe stört."

Hildegunde hatte ihm bei seiner Anrede voll ins Auge geschaut, aber sie hielt den Blick des Ritters nicht lange aus; errötend senkte sie das Auge zu Boden und antwortete: „Seid versichert, Herr Ritter, daß jeder Gast, den mein Vater auf dem Drachenfels aufnimmt, mir willkommen ist. So viel in meinen Kräften steht, werde ich dazu beitragen, daß es Euch hier wohlgefällt."

Die Thürteppiche wurden beiseite geschoben und die Hausgenossen, d. h. Ritter, Knappen und Edelfräulein traten ein und bezeugten dem Gaste ihre Erfurcht, während die Küchenjungen Geschirre mit dampfenden Speisen auf den Tisch setzten. Auf ein Zeichen Uffos setzten sich die sämtlichen Anwesenden zu Tisch; der Burgkaplan sprach das Tischgebet, und die Mahlzeit, welche zumeist aus Wildbraten bestand, nahm ihren Anfang. Roland mußte von der Pfalz zu Aachen, von seinen Reisen und Kämpfen und von mancherlei Händeln der Welt erzählen, und er that es mit so viel Geschick und Bescheidenheit, daß die Tischgenossen eine stille Verehrung für ihn empfanden; am meisten aber neigte sich ihm doch das Herz Hildegundes zu, denn sie

mußte sich gestehen, daß sie selten einen so schönen und dabei so kräftigen Mann gesehen hatte.

Am folgenden Tage, als Uffo und sein Gast in traulichem Gespräche zusammensaßen, kam ein Knappe mit bleichem Gesichte hereingestürzt und brachte die Nachricht, daß eine Schar Söldner, von einem bekannten Wegelagerer angeführt, den Berg heraufstürmten und offen die Absicht kund gäben, die Burg zu brechen.

Uffo erschrak nicht wenig, denn in den letzten Jahren hatte er wenig an die Erhaltung und Ausbesserung der Mauern gedacht, weil er nirgends einen Feind hatte.

„Laßt uns sehen, welcher Unhold es wagt, so unhöflich an das Thor Eurer Burg zu klopfen," sprach Roland, indem er den Arm des greisen Uffo ergriff und mit ihm dem großen Wart- oder Lugturme zuschritt.

Da, wo der Weg sich um einen Felsen bog, gewahrten sie jetzt den Zug der Reiter und Fußgänger und konnten sie einzeln zählen. „Es sind ihrer mehr als hundert," sagte Roland; „wir werden also alles, was in der Burg fechten kann, zur Hilfe aufbieten müssen. Nun aber bitte ich, legt die Verteidigung in meine Hand und seid versichert, daß ich meine Schuldigkeit thun werde. Ihr aber zieht Euch an einen sicheren Ort zurück, denn Ihr seid zu schwach, um mitzukämpfen."

„Zu guter Stunde seid Ihr als Gast auf meine Burg gekommen, Herr Roland," erwiderte Uffo, „denn in der That wüßte ich nicht, wie ich mich gegen diese Unholde wehren sollte."

„Und wer sind sie, welche kommen, um Eure Burg zu berennen?"

„Mein Auge ist blöde; ich war also nicht im stande, den Anführer zu erkennen, aber ich vermute, daß es Kuno von Hammerstein ist. Vor längerer Zeit begehrte er die Hand meiner Hildegunde, aber ich wies ihn ab, weil sein Gemüt rauh und sein Arm immer zu Gewaltthätigkeiten bereit ist. Zudem wehrte sich auch Hildegunde gegen eine Verbindung, in welcher sie nur ein lebenslanges Unglück sah. Nun wird er gekommen sein, um Rache zu nehmen.

Wahrlich kein anderer kann es sein, weil ich niemand, außer ihn, zum Feinde habe."

Da richtete sich Roland hoch empor und sprach mit Kraft und Nachdruck: „Wahrlich, wenn er kommt, um die verweigerte Braut mit Gewalt zu nehmen, so will ich ihm einen Denkzettel auf den Nacken schreiben, der ihm die Lust benehmen soll, zum zweiten Male auf Drachenfels zu freien."

Uffo kehrte in die Burg zurück; Roland aber traf sogleich seine Verteidigungsanstalten und ließ eine schwache Stelle der Mauer, die er am vorigen Tage entdeckt hatte, mit der dreifachen Anzahl von Mannschaften besetzen.

Jetzt bestieg er die Mauer, um nach dem Feinde auszulugen. Da hörte er das Getrappel der Pferde und im nächsten Augenblicke bog Kuno von Hammerstein um die Felsenecke. Furchtlos blieb er stehen und rief dem Nahenden zu: „Aus welchen Absichten nahst Du Dich dieser friedlichen Burg?"

Kuno schleuderte den Kopf hohnvoll zurück, so daß seine Helmkappe zu Boden rollte. „Ich bin nicht gewohnt, jungen Laffen Rede zu stehen," antwortete er; „wenn der Burgherr kommt, werde ich ihm erklären, was ich zu thun beabsichtige."

„Du weißt wohl, daß Herr Uffo nicht mehr im stande ist, ein Schwert zu führen," rief Roland, „darum hat er mich mit der Verteidigung der Burg beauftragt."

„Nun, so kann der Tanz bald losgehen, und ich denke, daß wir diese morschen Mauern in wenigen Stunden über den Haufen geworfen haben werden, denn Unserer sind viele und Euerer nur wenige. Wollt Ihr mir aber die schöne Hildegunde übergeben, daß ich sie heimführe, so will ich in Frieden abziehen und niemand soll ein Haar gekrümmt werden."

„Ich kann Euch darauf eine bündige Antwort geben," sprach Roland; „die edle Jungfrau Hildegunde verspürt durchaus keine Neigung, sich mit Euch zu verbinden. Der Mann, dem sie die Hand reicht, muß eine reine Seele haben und sein Ruf darf nicht von schlechten Handlungen besudelt

sein. Kuno von Hammerstein darf also nicht darauf rechnen, daß sie jemals seine Hausfrau werde."

Kuno brüllte vor Zorn und sprengte zu seiner Schar zurück, welche hinter dem Felsen Halt gemacht hatte. Man hörte, wie er sie anredete und ermahnte, nicht nachzulassen, bis die Mauern gebrochen und die Bewohner der Burg getötet wären. Nur Hildegunde sollte am Leben erhalten und mit Gewalt nach Hammerstein geführt werden.

„Auf denn," rief er. „Wenn ihr vollbringt, was ich Euch geboten, so überlasse ich Euch die Burg zur Plünderung. In Uffos Truhen liegen reiche Schätze, groß genug, um Euch alle zu wohlhabenden Leuten zu machen."

Die Söldner grölten aus heiseren Kehlen und man hörte, wie sie einander zuriefen, nicht nachzulassen, bis der letzte Mann erschlagen sei.

---

8. Die Belagerung und der Kampf.

Die untergeordneten Diener der Burg, welche im Kampfe nicht geübt waren, trugen auf Anordnung des alten Uffo die sämtlichen Truhen und Behälter mit den Kostbarkeiten in die festen Kellergewölbe hinab, damit sie bei einem allenfallsigen Erbrechen der Zimmer und Hallen gesichert seien. Der alte Uffo, Hildegunde und sämtliche Edelfräulein und Mägde stiegen in den hohen Mittelturm hinauf, welcher wegen seiner dicken Mauern jedem Angriffe zu widerstehen im stande war.

Bei dem Haufen der Angreifer herrschte ebenfalls eine rege Thätigkeit.

Eine Anzahl von Knechten schlugen mit schweren Beilen Aeste von den Bäumen, andere bildeten aus denselben Sturmleitern, deren Sprossen mit Seilen an die Langbäume befestigt wurden. Als sie deren eine genügende Anzahl zusammen hatten, zogen sich die Bogenschützen einen Steinwurf weit zurück, um die Verteidiger der Burg, welche harrend

auf der Mauer standen, mit Pfeilen zu beschießen. Die anderen aber stiegen, von Kuno angefeuert, die Leitern hinauf, bedeckten sich mit den Schilden und führten in der andern Hand die Schwerter.

„Drauf!" rief Roland, und sogleich schwangen die Ritter, Knappen und Knechte ihre Streitäxte. So wie ein Schild die Mauerkrone erreichte, sausten sie nieder und spalteten die hölzerne Schutzwehr mit wuchtigem Schlage in mehrere Teile; dann aber traf die Axt das unbewehrte Haupt und der Söldner wälzte sich blutend die Leiter hinab, die anderen in seinem Falle mit fortreißend.

Die eiteln Versuche dauerten länger als eine Stunde und Uffo und Hildegunde hatten volle Gelegenheit, die unerschrockene Tapferkeit ihres Gastes zu bewundern.

Es schien, als ob Kuno die Nutzlosigkeit des Kampfes einsehe, denn plötzlich zog er sich mit seinen Söldnern zurück, doch so, daß sie zum Teil von den Mauern aus noch zwischen den Baumstämmen gesehen werden konnten.

Schon begannen die tapferen Kämpfer in der Burg zu triumphieren und wollten sich zerstreuen, aber Roland befahl ihnen, auf ihren Posten zu bleiben, denn er setzte voraus, daß der Feind sich nur verschnaufen würde, um mit neuer Kraft wiederzukommen.

Er hatte recht, aber es war nicht alles.

„Wir sind verloren oder können wie beschämte Buben nach Hause ziehen," sagte Kuno, „wenn wir es nicht anders anfangen. Hört darum, was ich Euch sage. Dort rechts steht ein Baum so nahe an der Mauer, daß sie leicht zu erklettern ist; das Dach des Kelterhauses stößt daran und ist leicht zu ersteigen. Zum Glücke ist diese Stelle unbewacht und so verdeckt, daß niemand den Einbruch gewahrt. Zehn Mann reichen hin, um das Thor zu öffnen, wenn sie sich in den Burghof geschlichen haben. Wir andern setzen indessen den Sturm an der alten Stelle fort und überlisten sie."

Der Rat gefiel; die zehn kühnsten Männer wurden zu dem Wagestück ausgesucht und begaben sich an den bezeichneten Ort, während die anderen mit wüstem Geheul wieder auf die Leitern zustürzten und den Kampf von neuem

begannen. Obschon es nur ein Scheinangriff war, um das Ueberklettern der Mauern zu verhindern, so wurde doch mit der größten Erbitterung gefochten und auf beiden Seiten fielen Leute.

Währenddessen hatten die zehn Mann die Mauer bei dem bezeichneten Baum erklettert und stiegen so geräuschlos als möglich durch das Dach des Kelterhauses in die untern Räume desselben und gelangten ungesehen in den Burghof und zu dem Thore; auch hier wurden sie nicht gehindert, denn alle Leute befanden sich auf den ihnen angewiesenen Posten und die Knechte, denen Roland aufgetragen hatte, nach Wegschaffung der Truhen sich im Burghofe aufzuhalten, hatten sich aus Furcht vor den Pfeilen in den unzugänglichsten Winkeln verkrochen. Das kam der kleinen Schar wohl zu statten; sie konnten das Thor öffnen und die Brücke über den wasserlosen Graben niederlassen, ohne daß es jemand bemerkte, denn der Turmwart stand mit in den Reihen der Kämpfenden.

Kaum hatte Kuno bemerkt, daß sein Befehl ausgeführt war, als er den Kampf abbrach und sich mit seiner ganzen Schar durch das Thor drängte, wo sie ein lautes Freuden-Gebrüll erhoben.

Einen solchen Ueberfall hatte Roland nicht erwartet, und leider wurde er die List des Gegners zu spät gewahr. Hildegunde rang die Hände vor Verzweiflung und selbst ihr Vater hielt die Burg nun für verloren.

Der kühne Roland aber verlor nur für einen Augenblick seine volle Besinnung; sobald er die Lage der Sache überschaut hatte, sprang er von der Mauer und rief seinen Leuten zu, ihm zu folgen. Jetzt galt es, nicht allein die Burg, sondern auch das Leben zu retten. Die gewöhnliche Waffe verschmähend, ergriff er eine Eisenstange, welche zufällig an der Mauer lehnte und schlug in Kunos Söldner hinein, daß sie zu Dutzenden in das Gras des Burghofes niedergestreckt wurden.

Gleichzeitig fielen ihnen auch seine Leute mit Speeren und Messern in den Rücken und die Schar der Angreifer verminderte sich zusehends. Da traf Roland ein Pfeil am Halse, er strauchelte und fiel zu Boden.

Kuno stieß ein Freudengeschrei aus, denn er glaubte ihn tot und hielt nun den Sieg für entschieden. Aber dem war nicht so, noch hatte er die obere Burg zu nehmen, in welcher die Schätze verborgen waren und in deren Mitte der hohe Turm stand. Dorthin hatten sich auch Rolands Leute sogleich zurückgezogen und begannen die Verteidigung; aber der Mut war schon halb gebrochen, weil der Anführer fehlte.

Hildegunde, sehr erschrocken durch die Vorteile, welche die Feinde schon errungen hatten, schaute sich vergeblich nach Roland um; ängstlich erhob sie sich und richtete ihre Augen in den untern Burghof. Da sah sie ihn hingestreckt am Boden liegen und ein dunkler Blutstrom entfloß seinem Halse. Dieser Anblick traf ihr Herz mit jähem Schlag. Einen lauten Schrei ausstoßend, sank sie ohnmächtig auf die Plattform des Turmes hin.

In diesem Augenblick erwachte Roland aus seiner Betäubung und als der Schrei in seine Ohren drang, glaubte er, das Burgfräulein befinde sich in Bedrängnis. Rasch griff er nach seinem Halse, zog den Pfeil aus der Wunde und verband dieselbe schnell mit einem Fetzen seines Obergewandes. Dann riß er sein Schwert aus der Scheide und stürmte den Kämpfenden nach in den obern Burghof. Hier stand er plötzlich Kuno von Hammerstein gegenüber, der ihn schon unter den Toten geglaubt hatte.

„Wehr' Dich, Du ehrloser Wicht!" rief er ihm zu, „einer von uns muß auf dem Platze bleiben."

Kuno, welcher die Bläße seines Antlitzes und die Wunde am Halse bemerkte, glaubte leichtes Spiel zu haben und drang mit Hohnlachen auf ihn ein, aber er hatte sich stark verrechnet.

Rolands Schläge fielen hageldicht auf seine Metallkappe und er erhielt gleich einen so wuchtigen Hieb in den Arm, daß sein Schwert der Faust entfiel.

Als die Drachenfelser bemerkten, daß ihr Anführer wieder unter ihnen war, schöpften sie frischen Mut und hieben so wacker darein, daß sich die Hammersteiner einen Augenblick zurückziehen mußten, bis sie wieder ein wenig Ordnung

in ihre Reihen gebracht hatten. Es war ein unwillkürlicher Waffenstillstand, der beiden Teilen not that.

Kuno benutzte denselben, um sich mit ein Dutzend Männern in den großen Turm zu schleichen, denn er gedachte, die Jungfrau herabzuholen und sie während des Kampfes unbemerkt fortzubringen. Zu seinem Verdrusse bemerkte er nun, daß die untere Leiter hinaufgezogen war, aber einer von seinen Leuten, der ein vorzüglicher Kletterer war, setzte seine Finger in die Mauerritzen und zog sich bis zu der ersten Leiter hinauf, welche er dann auf den Boden des Turmes niederließ.

„Ich schlage Dich zum Ritter," rief ihm Kuno zu, „wenn Du das Mädchen herabholst!"

„Verlaßt Euch darauf, ich bringe sie," antwortete der Knecht und stieg bis zur Fallthür hinauf; hier aber fand er einen unvermuteten Widerstand und brauchte lange Zeit, bis er die beschwerte Thür in die Höhe gezwungen hatte. Mit roher Hand erfaßte er die ohnmächtige Hildegunde, legte sie auf seine Schultern und trug sie die Leiter hinab; unten aber legte er sie in die Arme Kunos, welcher nun den geeigneten Augenblick abwartete, um seine Beute auf dem Hammerstein in Sicherheit zu bringen.

Unterdessen hatten Roland und seine Getreuen da draußen ziemlich klare Arbeit gemacht und die meisten der Feinde erschlagen oder in die Flucht gejagt. Das letzte Häuflein drehte ihm eben den Rücken, um das Thor zu erreichen; diesen Moment wollte Kuno benutzen, um mit ihr zu verschwinden, und er gab den Knechten den Auftrag, die Jungfrau zwischen sich zu nehmen, während er selbst, von einigen starken Männern gedeckt, folgte.

In diesem Augenblick erwachte Hildegunde aus ihrer Ohnmacht, und da sie sich in Feindeshänden sah, so stieß sie einen lauten Angstschrei aus. Durch diesen Schrei aufmerksam gemacht, warfen sich die Drachenfelser ihnen entgegen und griffen sie so wacker an, daß sie bald auseinander stäubten. Kuno fiel, vom Schwerte Rolands durchstochen, aber auch dieser hatte mehrere Wunden erhalten und war zu weiterem Kampfe unfähig. Vom Blutverluste geschwächt, sank er neben der geretteten Hildegunde nieder. Der Rest

der Feinde aber warf sich draußen auf die Hengste und sprengte, so schnell es der steile Pfad zuließ, von dannen.

Hildegunde starrte bebend auf den verwundeten Gastfreund; ihr Gesicht war so blaß geworden, wie die schneeigten Blüten des Kirschbaumes und ihr Herz zitterte voll Furcht um Roland. Die Mannen hoben ihn auf und trugen ihn in seine Kammer, während die Knechte das Thor wieder schlossen und die Brücke aufzogen.

Uffo und die Frauen, welche letztere in Todesangst auf den Ausgang des Kampfes gewartet hatten und ihre Herrin schon verloren glaubten, kamen jetzt wehklagend die Leitern hinab und entsetzten sich bei dem Anblicke der vielen Leichen, welche den Burghof bedeckten. Ihr Herz aber wurde von Freude erfüllt, als sie Hildegunde noch lebend antrafen.

„Wo ist Roland?" fragte Uffo.

„Soeben haben sie ihn aufgehoben und in seine Kammer getragen," gab Hildegunde mit zitternder Stimme zur Antwort.

„Und Du stehst hier und ringst nutzlos die Hände?" fragte Uffo. „Nimm sogleich den Burgkaplan mit Dir und pfleget sein. Ich werde unterdessen anordnen, daß die Toten weggeschafft werden; bald bin ich bei Euch."

Ein Knecht mußte auf die Mauer steigen, um zu sehen, ob die Flüchtigen etwa Halt gemacht hätten und an die Umkehr dächten.

„Die kommen in ihrem Leben nicht wieder," sagte er. „Fast haben sie schon den Fuß des Berges erreicht und sie sausen davon, als ob wir schon mit unseren Speeren hinter ihnen her wären."

---

4. Die Verlobung.

Seit jenem blutigen Kampf war ein Monat verstrichen und noch immer sprach man im ganzen Rheinthale und auf allen Burgen von dem Ueberfalle und dem Siege.

Steigen wir zur Burg Drachenfels hinauf, so finden wir die Spur des Kampfes vollständig verwischt; über den Blutlachen sproßt frisches Gras, die Leichen liegen außerhalb der Ringmauern, weder der stille Wanderer, noch der Schloßbewohner sieht sie, und so stören sie denn auch den stillen Frieden nicht, welcher wieder oben herrscht.

Die einzige Nachwirkung des Ueberfalles besteht darin, daß auch am hellen Tage Wachen ausgestellt sind, was früher nicht der Fall war. Die Mägde spinnen, hecheln und sticken wieder in den Zimmern der Frauen, aber sie scheinen es mit Unlust zu thun, denn nur selten läßt sich ihre Herrin Hildegunde sehen, und wenn sie kommt, so ist es nur für einen Augenblick, und sie geht gleichgültig und ohne zu prüfen an den Arbeiten vorüber. —

Wo ist sie denn?

Sie sitzt meistens in Rolands Kammer und pflegt seine Wunden.

Sobald sich aber Roland nur im geringsten regte oder wenn sein Atem ein wenig lauter ging, dann stand sie auf und ging an das Bett.

Nach einem langen, sanften und wohlthuenden Schlummer schlug Roland die Augen auf und schaute im Gemach umher. Es war der erste Augenblick seit seiner Verwundung, daß er volles Bewußtsein hatte; dennoch mußte er erst in seinem Gedächtnis nachforschen, wo er sich befand und was mit ihm vorgegangen war. Nach und nach erinnerte er sich aller Einzelheiten, aber er glaubte, daß der Schlag, der ihn zu Boden geschmettert, erst vor wenigen Augenblicken erfolgt.

Hildegunde kam eiligst an sein Lager und fragte nach seinem Begehren.

„Reicht mir einen Trunk frischen Wassers“, gab er zur Antwort, „denn mich dürstet sehr.“

Das Edelfräulein hob sein Haupt empor und ließ ihn trinken, während sie sprach: „Herr Ritter, ich danke Gott, daß Ihr endlich wieder zum Leben aufwachet.“

„Wie, endlich?“ fragte er, „habe ich meine Wunde nicht soeben erst empfangen?“

Statt ihrer antwortete Uffo, welcher aus seinem Schlummer erwachte: „O nein, mein edler Jüngling, seit 4 Wochen

schwebt Ihr zwischen Tod und Leben, und es ist noch nicht lange her, so glaubte man, daß Ihr nicht gerettet werden könntet.“

„Vier Wochen? Ich hätte es nicht geglaubt. Und Euch, edle Jungfrau, habe ich wahrscheinlich für die lange Pflege zu danken?“

Hildegunde errötete bis unter die Locken und gab zur Antwort: „Ja, Herr Ritter, ich habe Euch gepflegt und die Vorschriften des Arztes ausgeführt, aber Ihr seid mir darum keinen Dank schuldig, denn durch meine und meines Vaters Verteidigung erhieltet ihr die tödlichen Wunden. Wäret Ihr nicht gewesen, so läge die Burg Drachenfels jetzt in Trümmern, die Bewohner wären getötet und ich befände mich — o, ich mag nicht daran denken, in den Händen des Wüterichs, dessen Gebeine jetzt drüben im Walde modern. Also nicht Ihr seid uns Dank schuldig, sondern wir sind Euch zu hohem Danke verpflichtet und können nimmer vergelten, was Ihr um uns gethan habt.“

Von Stunde an machte die Genesung schnelle Fortschritte und es dauerte nicht lange, so konnte er sich vom Lager erheben und sich Bewegung in der Kammer machen.

Als er zum ersten Male wieder an die frische Luft durfte, gingen sie auf den Söller der Burg, den sein Schildknappe, um die Sonne abzuhalten, mit Teppichen überdeckt hatte. Hier saß er gerne in herzlichen Gesprächen mit Hildegunde und ließ seine trunkenen Augen über die reizenden Landschaften zu seinen Füßen schweifen.

Je länger sie zusammen weilten, desto mehr lernten sie gegenseitig ihren Wert kennen, und da konnte es nicht ausbleiben, daß sich nach und nach die Liebe in ihre Herzen stahl, aber sie wagten es nicht, sich dieses süße Geheimnis zu gestehen.

Eines Tages waren sie in den Schloßgarten gegangen und wandelten Arm in Arm von Beet zu Beet: da blieb Roland stehen, schaute die Jungfrau mit innigen Blicken an und sprach: „Längst sollte ich in der Pfalz zu Aachen sein und meinem Kaiser dienen; statt dessen verlebe ich hier gute Tage und verlerne, wie man ein Schwert schwingt. Morgen aber will ich meinen Hengst besteigen und von dannen ziehen.“

Hildegunde schrak zusammen und gab mit wehmütigem Tone zur Antwort: „Herr Ritter, es muß Euch nicht besonders auf unserer Burg gefallen, sonst würdet Ihr nicht so schnell und unvorbereitet an die Abreise denken. Sagt, was ist Euch Uebles widerfahren! Vielleicht können wir es noch ändern."

„O," entgegnete Roland, „es ist mir nur Liebes und Gutes hier geschehen, und doch muß ich von hinnen, weil ich sonst eine schwere Wunde mit mir nehmen müßte."

Hildegunde schaute ihn besorgt an, denn sie meinte, er spreche von einer wirklichen Wunde. Aber da neigte sich Roland und sprach: „So Du willst, daß ich noch weile, so gib mir das Versprechen, daß Du mich zum Ehegemahl nehmen willst, denn ich weiß, daß ich ohne Dich nicht leben kann."

Da flammten des Mädchens Wangen in Purpurglut auf und ihr Herz klopfte laut, denn seine Bitte stimmte mit ihren Wünschen überein; aber die Sittsamkeit verbot ihr, in Worten auszudrücken, was ihr Herz empfand, deswegen schwieg sie, aber unwillkürlich schmiegte sich ihr Haupt an seine Brust und ihre Hand faßte die seinige fester.

„Darf ich dieses zum Guten deuten?" fragte er.

Sie gab abermals keine Antwort, aber er fühlte, wie ihr Herz klopfte. „Darf ich mit dem Vater sprechen?" fragte er weiter, und sie nickte.

Da eilte er mit weiten Schritten hinweg, trat vor den alten Uffo hin und sprach: „Herr Ritter, ich komme, um Euch den größten Schatz zu rauben, den Ihr je besessen. Seht, seit ich Eure Tochter Hildegunde gesehen, ist mein Herz von heißer Liebe erfüllt und ich werde nicht eher wieder glücklich werden, bis ich gewiß bin, daß sie mein Ehegemahl wird; darum trete ich vor Euch hin, Herr Ritter, und frage, ob Ihr mir Euer einziges Kind geben wollt."

Uffo reichte ihm die Hand und antwortete: „Wahrlich, im ganzen Lande hätte ich niemand finden können, dem ich mein Kind lieber gäbe, als Euch. Ihr habt uns vor Armut, Schande und Tod gerettet und Euch gebührt die Hand des Mädchens, das ohne Euch längst vor Leid und Gram gestorben wäre."

Uffo nahm seinen Arm und sie kehrten zu dem Mädchen zurück, welches in holder Verwirrung da stand und nicht wußte, wohin es vor Scham seine Augen wenden sollte.

„Hildegunde," redete der Vater sie an, „Roland hat um Deine Hand geworben, doch die Freiheit der Entschließung steht bei Dir. Mir soll er ein lieber Schwiegersohn sein, denn sein Arm ist stark genug, um eine Frau zu schirmen, und sein Herz ist edel und ohne Falsch."

„Lieber Vater," antwortete Hildegunde stotternd, „so Roland Euch genehm ist, so wüßte ich niemand auf der Welt, dem ich lieber zugehörte, als ihm."

Da legte Uffo ihre Hände ineinander und gab sie als Braut und Bräutigam zusammen. In holder Scham lag das Edelfräulein an Rolands Brust, und die Thränen der Freude, welche aus ihren Augen drangen, flossen über die geröteten Wangen.

In der Burg verlautete bald, was sich zugetragen hatte, und es war allenthalben große Freude.

Roland fühlte sich unendlich glücklich im Besitze der jugendfrischen Braut und es wurde ihm nur zu lang bis zum Hochzeitstage. Um denselben zu beschleunigen, sandte er gleich einen Boten zur königlichen Pfalz nach Aachen, ließ dem Kaiser sagen, was sich auf dem Drachenfels zugetragen und bat denselben, nicht allein seine Zustimmung zu geben, sondern auch einen Tag für die Hochzeit festzusetzen.

Der Bote hatte die Weisung, sich nirgendwo aufzuhalten, sondern ohne Rast weiter zu sprengen, und, im Falle der Kaiser sich nicht in Aachen befinden sollte, demselben nachzueilen. Sobald ihm aber die Antwort geworden, sollte er sogleich wenden und nach dem Drachenfels zurückkehren, damit das Paar nicht länger, als durchaus nötig, in Ungewißheit bliebe.

---

5. Im Thal von Ronceval.

Als der Bote in der Pfalz zu Aachen ankam, herrschte große Unruhe und Bewegung in der Stadt; und in der Herberge, wo er abgestiegen war, hieß es, der Kaiser rüste

zu einem Feldzuge nach Spanien. Besorgt eilte er in die Pfalz und übergab dem Kaiser das Pergament, auf welchem der Burgkaplan von Drachenfels die Bitte Rolands niedergeschrieben hatte. Des Kaisers Züge verfinsterten sich beim Durchlesen desselben und unmutig brach er in die Worte aus:

„Ist es jetzt Zeit, an die Weiber zu denken? Wir brauchen Männer, welche mit dem Schwert dreinzuschlagen verstehen. Mein Kanzler wird Dir die Antwort an meinen Neffen mitgeben. Spute Dich, daß Du heimkommst, denn es ist keine Zeit zu verlieren, und Roland soll nach Aachen kommen, sobald er meinen Willen erfahren hat."

Zwei Stunden später erhielt der Bote ein Pergament, an welchem an seidenen Schnüren die Kapsel mit dem kaiserlichen Siegel hing. Seinem Pferde die Sporen gebend, sprengte er davon, daß die Funken aus den Steinen sprühten.

Den ganzen Tag und die Nacht ritt er unaufhaltsam weiter und erreichte am zweiten Tage die Burg auf dem Drachenfels.

Auf dem Söller saßen Roland und Hildegunde und sahen ihm mit Sehnsucht entgegen. Als er jetzt daherzutraben kam, standen sie auf und sputeten sich, zu dem äußeren Thore zu kommen, wo der Bote von dem schaumbedeckten Pferde sprang, sein erglühtes Antlitz neigte und dem Bräutigam das Pergament überreichte. Klopfenden Herzens löste Roland das Siegel und öffnete es, um zu lesen, denn er gehörte zu den wenigen, welche diese Kunst verstanden.

Das Schreiben aber lautete also:

„Geliebter Vetter!

Deine Wahl hat meine Billigung erhalten, denn Uffos Tochter ist eine Perle des Rheinlandes; aber der Mann ist in erster Linie da, um ernste Thaten auszuführen, darum kann für jetzt an Deine Hochzeit noch nicht gedacht werden. Als ich zu Paderborn (Jahr 777) Hof hielt und mich überzeugte, daß die Sachsen nun gedemütigt seien, erschien vor mir Suleiman, der Statthalter von Barcelona und Gerona, und forderte Hilfe gegen Abdur Rhaman, welcher sich einen großen Teil Spaniens unterworfen. Ich habe ihm die erbetene Hilfe zugesagt,

weil unseren Waffen Ruhm und unseren Ländern Vorteil winkt. Darum entbiete ich Dir, angesichts dieses Briefes den Drachenfels zu verlassen und Dich ohne Zögern nach Aachen zu begeben.

Karl."

Das Pergament entsank seinen Händen; blaß wie der Tod stand er seiner Braut gegenüber und seufzte: „Wir müssen scheiden, der Kaiser ruft in den Krieg und diesem Rufe muß ich folgen."

Hildegunde stieß einen Schrei aus und sank leblos an seine Brust. Sanft führte Roland sie den Schloßhof hinauf und berichtete dem alten Uffo, welch eine unliebsame Botschaft von Aachen eingetroffen.

Auch dieser war anfangs erschrocken, aber da er in seinen kräftigen Jahren selbst ein Mann des Krieges gewesen war und die eiserne Disziplin kannte, ohne welche kein Sieg möglich ist, so sprach er zu Hildegunde: „Mäßige Deinen Schmerz und ergib Dich in das Unvermeidliche, denn es ziemt dem ernsten Manne wirklich nicht, daß er in den Armen der Liebe ruht, während die Söhne des Landes zum blutigen Kampfe hinausziehen. Roland ist ein tapferer Held und wird jenseit der Pyrenäen seinen Ruhm vermehren. Gott und seine Engel aber werden ihm schützend zur Seite stehen, daß er aus der Schlacht wieder heil heimkehrt. Dann, wenn der Kranz des Sieges seine Stirne krönt, wird er kommen und in ruhigen Tagen Dich zu seinem ehelichen Weibe nehmen."

Roland waffnete sich und nahm Abschied, lange hing Hildegunde an seinem Halse, und als er zu Pferde gestiegen war und den Berg hinabritt, da begab sie sich mit verschleierten Augen auf den Söller und schaute ihm nach. Jedesmal, wenn er an eine von Felsen und Bäumen nicht verdeckte Stelle kam, wandte er sich im Sattel um und schaute hinauf; Hildegunde aber ließ ihr Tüchlein flattern und kehrte erst in die Burg zurück, als er jenseit des Rheines verschwand. Dann aber begab sie sich in ihr Kämmerlein und lag viele Tage krank.

Roland war kaum in der Pfalz zu Aachen angekommen,

als ihm sein königlicher Oheim die Führung des halben Heeres übergab, denn aus allen Teilen des weiten Reiches waren bereits die Hilfsvölker eingetroffen, und nun ging es ohne Säumen durch Belgien und Frankreich den Pyrenäen zu.

Nach vielen Drangsalen kam das Heer dennoch in Spanien an, und der Kaiser marschierte auf die Stadt Pampeluna los, welche er nach hartnäckigem Kampfe einnahm. Von dort zog er nach Saragossa, wo ihm die Araber mit großer Macht entgegentraten und ihn nötigten, eine lange Belagerung vorzunehmen.

Die Araber setzten dem Kaiser einen unerwarteten Widerstand entgegen. Täglich fielen blutige Scharmützel vor und es verging kaum eine Stunde in der Nacht, wo die Franken nicht auf ihrer Hut und zum Kampf bereit sein mußten.

Der Kaiser, welcher alles anders fand, als es ihm die Abgesandten in Paderborn geschildert hatten, beschloß in seinem Mißmut, den Rückzug anzutreten und eine günstigere Gelegenheit zur Eroberung des Landes abzuwarten, aber kaum hatte er begonnen, eine rückgängige Bewegung zu machen, als er von allen Seiten mit überwiegender Macht angefallen wurde.

Roland führte die Nachhut, und machte so wackere Arbeit, daß der Kaiser mit seinen Leuten freie Bahn bekam und unbehelligt weiter ziehen konnte. Gegen Abend erreichte Roland das Dornenthal, oder, wie es auch genannt wird, das Thal von Ronceval. Müde und vom langen Ritt und Marsch erschöpft, lagerten sich die Leute sogleich auf den Boden nieder, um zu schlafen.

Diesen Augenblick benutzten die Vasconen und fielen von beiden Seiten mit großem Geschrei über die Nachhut her.

Roland sammelte sogleich seine Leute, sprach ihnen Mut ein und ermunterte sie, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren. Sie hatten auch den guten Willen und griffen sogleich zu den Waffen; aber obschon sie unerschrocken drein hieben und wie ein Mann dem Feinde gegenüberstanden, so war doch ihre Zahl zu gering und ihre Kräfte zu sehr dahingeschwunden, als daß sie einen Erfolg hätten erzielen können.

Roland kämpfte wie ein Löwe, und wer seinem Schwerte zu nahe kam, der war verloren; aber der Kreis um ihn schloß sich immer enger und bald war er fast der einzige, der sich noch wehren konnte. Als er seinen Tod voraussah, wenn keine Hilfe käme, da setzte er sein Horn an den Mund und blies mit solcher Macht hinein, daß es zersprang. Der Ton hallte über Berg und Thal und weckte an tausend Stellen das Echo, aber die Hilfe blieb aus. Da ergab er sich in das Unvermeidliche und hieb alles nieder, was sich ihm nahte, bis er, von einer Streitaxt getroffen, zu Boden stürzte.

Die Vasconen, welche ihn für tot hielten, setzten sich, nachdem sie die Franken getötet oder in die Flucht geschlagen hatten, in den Besitz des ganzen Gepäcks und machten sich eiligst aus dem Staube, weil sie fürchteten, die Flüchtlinge möchten wiederkehren und Hilfe mitbringen.

Da lag nun der mächtige Held unter einem Baume; aus seinen Wunden rieselte Blut in das feuchte Gras, und der Mond, welcher hellleuchtend über dem Thale stand, beschien sein bleiches Gesicht und die Leichen der treuen Landsleute, welche in dem ungleichen Kampfe mit ihm gefallen waren. Das war ein gar trauriger Anblick, wie das Thal von Ronceval selten einen gehabt haben mochte.

---

6. Ritter Uffo stirbt.

Hildegrunde war seit Rolands Scheiden unaufhörlich von trüben Ahnungen gequält, wo sie ging und stand, dachte sie an ihn und fragte sich wohl hundertmal des Tages, ob er wiederkommen oder in der Schlacht fallen werde.

Eines Abends stand sie beim Scheiden der Sonne auf dem Söller der Burg, wo sie so oft mit Roland gesessen, und schaute nach der Gegend hin, in welcher ihr Bräutigam sich jetzt befand. Der Himmel rötete sich mehr und mehr und überzog sich bis in den Zenith mit rotem Gewölk, so

daß er wie ein mit Blut gefülltes Meer aussah. Je länger sie hineinschaute, desto wehmütiger wurde es in ihrem Herzen, und sie glaubte, Ritter und Fußgänger zu sehen, welche sich untereinander erschlugen. Da auf einmal, als der Kampf allmählich nachließ, hörte sie den Ton eines Hornes, welcher, wie hilferufend, aus weiter Ferne herüberschallte. Mehr und mehr schwoll der Ton an, mehr und mehr nahm die Angst in demselben überhand, und zuletzt brach er mit einem gellenden Schrei ab. Ihr war es, als zitterten die Felsen unter ihren Füßen, als müßte die Burg versinken und die nahe Wolkenburg zusammenstürzen. Ihr Herz zitterte von unsäglichem Weh, und doch konnte sie sich den Grund nicht angeben. Wohl meinte sie, der Hornruf hänge mit ihrem Bräutigam zusammen, aber wie durfte sie glauben, daß er von den fernen Pyrenäen bis hierher gedrungen sei!

Aufgelöst in Bangen saß sie da, bis die Dunkelheit das Rheinthal deckte.

Monate vergingen, aber aus Spanien kam keine Nachricht herüber; nach und nach aber verbreiteten sich unter dem Volke Gerüchte, Kaiser Karl kämpfe gegen die Araber nicht mit seinem gewöhnlichen Glücke, sondern er werde bei den meisten Angriffen zurückgedrängt oder in offener Feldschlacht geschlagen.

Woher diese Gerüchte kamen, wußte niemand zu sagen, aber sie waren da, und gelangten zuletzt auch auf den Drachenfels. Uffo aber schenkte ihnen keinen Glauben, denn er hielt dafür, daß es kein Volk auf der Erde gäbe, welches im stande sei, dem so oft bewährten Kriegstalente des Kaisers die Spitze zu bieten. Auch der größte Teil der Bewohner des Rheinthales dachte wie er, aber es lag doch eine trübe Stimmung auf dem Volke, und jedermann harrte mit Ungeduld auf genauere Nachrichten.

Niemand wahr mehr von Befürchtungen bewegt, als Hildegunde, und sie hätte gern einen Boten nach den Pyrenäen geschickt, um etwas Bestimmtes zu vernehmen; aber das ließ die jungfräuliche Scham nicht zu, und so mußte sie sich denn in ihrer Herzensangst gedulden.

Nach einiger Zeit trat ein Ereignis ein, welches ihr nicht gestattete, ausschließlich an den Bräutigam zu denken:

ihr Vater wurde so hinfällig, daß er die Stube hüten mußte und nur mit Hilfe ihres Armes von einem Stuhle auf den andern konnte. Hildegunde weinte bittere Thränen, aber Uffo sprach: „Es ist einmal im Ratschlusse Gottes so bestimmt, daß der Mensch nicht immer leben kann. Sieh, der Herr hat mich mit einer reichen Zahl von Jahren und einem fröhlichen Alter beschenkt. Kann ich mehr wollen, ohne undankbar zu sein?“

Eines Tages, als die Sonne recht warm und heiter schien, wünschte er auf den Söller geführt zu werden, denn noch einmal vor seinem Tode wollte er die Landschaft sehen, an welcher sein Herz hing.

Hildegunde war freudig bewegt, denn sie glaubte, in diesem Verlangen nach der frischen Luft ein Zeichen der Besserung zu sehen. Freudig trug sie einen Sessel hinaus und führte ihn hin. Sein glanzloses Auge lebte noch einmal auf, als er in das schöne Thal hinabblickte und den lachenden Strom sah. Lange haftete sein Blick auf der lieblichen Insel zu seinen Füßen. Und sieh, wie in den Tagen seiner Jugend kam ihm seine Sehkraft wieder.

„Was gefällt Dir so sehr an dieser Insel?“ fragte Hildegrunde.

„Ich habe einen Gedanken,“ gab er zur Antwort. „Mein Leben ist dahingegangen in Krieg und Streit, und viele sind von meiner Hand erschlagen worden. Zwar habe ich nicht viel Böses gethan, aber ich möchte die Geister der Erschlagenen versöhnen und auf jenem Werthe ein Nonnenkloster bauen, damit die frommen Frauen dort für die Gestorbenen und auch für mich beten. Was hälst Du davon?“

„Der Gedanke ist schön und erhaben,“ sprach sie, „und wir wollen keinen Augenblick mit der Ausführung zögern. Noch heute soll der Burgkaplan einen Plan entwerfen und schon morgen wollen wir einen geschickten Baumeister kommen lassen, der das Werk ohne Zögern in Angriff nehme.“

„So rufe den Kaplan hierher.“

Hildegunde lief sogleich, ihn zu holen; als sie zurückkamen hatte die Schwäche Uffos so zugenommen, daß er nur noch mit Mühe darlegen konnte, wie er alles zu haben wünschte. Als es geschehen war, lehnte er sich langsam in

den Sessel zurück und legte seine Hand segnend auf die Locken seiner Tochter. Nach einigen Augenblicken fiel dieselbe schlaff herab und als das Mädchen erschrocken aufstand und ihm in die Augen sah, da war das Leben aus ihm gewichen.

Mit herzzerreißendem Jammergeschrei legte sie sich über ihn, und der Kaplan bedurfte aller seiner Ueberredungskünste, um sie in die Burg zurückzuführen.

Drei Tage später wurde die Leiche in einem kostbaren Sarge in die Gruft unter der Burgkapelle versenkt. Hildegunde, krank an Leib und Seele, saß weinend in ihrem Gemache und hatte allen Verkehr mit der Außenwelt aufgehoben. Nur eine treue Zofe, die am besten im stande war, mit ihr zu fühlen, durfte ein- und ausgehen.

Da ihr Schmerz nicht nachließ und sie selbst befürchtete, daß sie sich in demselben verzehren würde, so riß sie sich endlich mit Gewalt los und begann mit großem Ernste den Klosterbau.

Die Leute diesseits und jenseits des Stromes sahen mit großer Verwunderung zu, wenn die mit Steinen und Baumaterial beschwerten Nachen hinüberfuhren und viele setzten über den Strom, um sich die weitläufigen Fundamente anzusehen. Bald stiegen die Mauern aus dem Boden und man sah ihnen an, daß die Gebäude sehr bedeutend wurden. Hildegunde brachte den größten Teil des Tages auf der Insel zu und trieb unaufhörlich die Arbeiter zur Thätigkeit an.

Abends begab sie sich wieder auf den Drachenfels und verzehrte sich in vergeblichem Sehnen nach ihrem Bräutigam. Noch immer war keine Nachricht ins Land gekommen und doch ging der Sommer fast zu Ende. Da auf einmal hieß es, Kaiser Karl sei mit seinem Heere oder vielmehr mit den Resten desselben wieder in Aachen angekommen. Wie schlug ihr da das Herz in freudiger Aufregung! Um den Klosterbau bekümmerte sie sich jetzt weniger, sondern überließ die Sorge um denselben ihrem Haushofmeister. Sie selbst verbrachte den größten Teil des Tages auf dem Söller und schaute nach der Gegend, woher Roland kommen mußte; aber ein Tag nach dem anderen verging, doch Roland kehrte nicht wieder.

7. Hildegunde geht nach Mainz.

Das Kloster Nonnenwerth machte tüchtige Fortschritte, und ehe noch der Spätherbst das Laub von den Bäumen rüttelte, standen die Gebäude bereits unter Dach. Von Roland aber wurde nichts vernommen. Da geschah es eines Abends, daß ein Pilger an das Thor der Burg klopfte und Herberge begehrte. Nachdem sich derselbe an Speise und Trank erquickt hatte, berichtete er auf Befragen Hildegundes, daß er früher mit gegen die Sarazenen gekämpft habe und nachdem ihr Anführer, der ritterliche Held Roland im Thale von Ronceval gefallen, habe er ein Gelübde gethan, nie mehr Waffen zu führen, sondern sein Leben als Pilger zu beschließen.

Hildegunde stieß bei dieser unumwundenen Nachricht von dem Tode Rolands einen Schrei aus und sank in ihren Lehnstuhl zurück.

Dann erhob sie sich, schwankte hinweg und schloß sich in ihr Zimmer ein. Sobald sie allein war und von niemand beobachtet wurde, überließ sie sich ihrem Schmerz.

Als die Zofe kam, um ihr beim Ankleiden behilflich zu sein, fand diese ihre Herrin zum Erschrecken blaß, aber sie wagte nicht, nach der Ursache zu fragen, denn sie sah wohl, daß etwas Außerordentliches mit ihr vorgegangen war.

Da brach Hildegunde in Thränen aus und teilte ihr mit, was sie von dem Pilger erfahren hatte. Alsdann befahl sie einem Diener, daß er den Burghauptmann rufe. Derselbe kam ehrerbietig herbei und fragte nach ihrem Begehren.

„Ich habe die Absicht, auf längere Zeit die Burg zu verlassen," gab sie zur Antwort, „darum setze ich Euch zum Schirmer und Schützer derselben ein. Bewahrt sie in meinem Namen so, als ob ich selbst zugegen sei."

Der Burghauptmann war über einen so schnellen Entschluß sehr erstaunt, aber in Unterwürfigkeit gab er zur Antwort: „Hohe Herrin, obwohl es mich von Herzen schmerzt, daß Ihr uns verlassen wollt, so könnt Ihr doch

mit der Beruhigung scheiden, daß ich meine Pflicht thun werde."

Als dieses geschehen war, bestieg sie einen Zelter, befahl ihrer Zofe, dasselbe zu thun, und gebot einigen Rittern und Knappen, sie nach Mainz zu begleiten. Der Zug ging den Berg hinab an den Strom. Die Burgbewohner aber standen auf den Zinnen und schauten ihr mit betrübtem Herzen und mit feuchten Augen nach.

Hildegunde, welche eine treffliche Reiterin war, gab dem Pferde die Sporen und sprengte dahin, daß die anderen ihr kaum folgen konnten, denn es dauerte ihr zu lange, bis sie im goldenen Mainz, wie es damals hieß, ankamen. Der Reise brauchen wir wohl hier keiner ferneren Erwähnung zu thun.

Vor dem Thore der Stadt angekommen, stieg sie vom Pferde, übergab dasselbe einem Knappen und sprach: „Kehret nun um, denn ich will allein und zu Fuße einziehen."

Die Zofe bat, sie begleiten zu dürfen, aber Hildegunde wehrte ab und drängte zum Abschied. Sie aber setzte sich auf einen Stein und wartete, bis sie sich entfernt hatten. Als sie ihren Blicken entschwunden waren, stand sie auf und ging in die Stadt. Die Straßen derselben waren ihr wohl bekannt; sie richtete ihre Schritte einer engen Gasse zu; dort schellte sie an der Pforte eines Klosters. Die Pförtnerin, welche gleich darauf an der Thüre erschien, fragte nach ihrem Begehr.

„Ich wünsche, mit der Aebtissin zu sprechen," gab sie zur Antwort. Die Pförtnerin, welche wohl sah, daß sie es mit einem vornehmen Fräulein zu thun hatte, hieß sie eintreten und führte sie in ein Zimmer, dessen ganze Ausstattung aus einem Stuhle und einem Christusbilde bestand.

Nach einigen Minuten trat die Aebtissin, eine hochgewachsene Gestalt, mit ernsten, aber milden Zügen, ein. „Was ist Dein Begehren, mein Kind?" fragte sie in sanftem Tone.

„Ich komme mit dem Entschlusse, in den Orden einzutreten," gab sie zur Antwort.

Die Aebtissin sah sie jetzt genauer an und sprach: „Wenn mich mein Auge nicht täuscht, so bist Du Hildegunde vom Drachenfels. Bedenke wohl, was Du thust! Mit dem Eintritt ins Kloster mußt Du allen irdischen Freuden entsagen, den Prunk und den Luxus von Dir abthun und Dich gehorsam den schweren Regeln des Ordens unterwerfen. Bist Du auch stark genug, das alles zu vollbringen?"

„Ich habe mit dem Leben abgeschlossen," entgegnete Hildegunde, „und verlange nichts weiter, als in Unterwürfigkeit meinem Gott zu dienen. Fürchtet nicht, daß mich jemals mein Entschluß gereue."

Da reichte ihr die Aebtissin die Hand und führte sie in eine enge Zelle mit hartem Bette. „Das wird Dein Palast sein," sagte sie, „doch ehe Du Dich für immer bindest, sollst Du eine Probezeit durchmachen; bestehst Du dann noch immer auf Deinem Wunsche, so magst Du den Schleier nehmen."

---

8. Rolands Heimkehr.

Es ist nun Zeit, daß wir wieder in das Thal von Ronceval zurückkehren, um uns nach Roland umzusehen. Der Pilger hatte ihn zwar tot genannt und ihn auch in der That leblos gefunden, aber in der Wirklichkeit war das Leben noch nicht aus ihm gewichen. Gegen Morgen erwachte er aus seiner Betäubung und schaute um sich. Die Sonne war soeben aufgegangen und beleuchtete mit ungewissem Lichte die vielen Leichen, zwischen denen er lag. Er machte einen Versuch, aufzustehen, aber es wollte ihm nicht gelingen. „Ach," seufzte er, „muß ich denn hier eines elenden Todes sterben? Wenn die Basconen kommen, bin ich verloren und wenn sie nicht kommen, so gehe ich durch meine Hilflosigkeit zu Grunde."

Während er körperlich und geistig so zerrüttet dalag, näherte sich dem Orte sein Schildknappe, welcher vom Rheine mit ihm nach Spanien gezogen war.

„Roland, mein geliebter Herr," rief er, „wenn Ihr noch am Leben seid, so antwortet, denn ich vergehe vor Angst und Bangen um Euch."

„Hier bin ich!" stöhnte Roland.

Der Schildknappe hatte den schwachen Ruf kaum vernommen, so eilte er auf ihn zu, warf sich über ihn, und bat ihn, zu fliehen, denn von weitem zöge ein Trupp Vasconen heran, welche gekommen seien, um die Leichen zu plündern; wenn sie ihn fänden, so sei er verloren.

Roland mühte sich vergebens. Da nahm der Knappe ihn auf seine Schultern und trug ihn in ein Dickicht, wo er ihn niederlegte und ihm aus seiner Feldflasche etwas Wein in den Mund träufelte. Leider waren es die letzten Reste, welche ihm übrig geblieben waren, aber er wußte Rat. „Nicht weit von hier fließt ein Bächlein," sagte er, „dorthin eile ich, um Wasser für Eure Wunden und Euren Durst zu holen."

Im Nu war er davon und eilte quer durch den Wald, aber er verfehlte den Weg zu dem Bächlein und gelangte zu der Hütte eines Einsiedlers, welcher vor einem rohgezimmerten Kreuze sein Morgengebet verrichtete. Beim Herannahen des Schildknappen stand er auf, ging ihm entgegen und fragte nach seinem Begehren.

„Ach," antwortete der Knappe, „habt Barmherzigkeit und gebt mir einen Becher Wasser für einen schwer Verwundeten."

„Mein Freund," antwortete der Einsiedler, „ich sehe an Deinen Kleidern, daß Du zu den Franken gehörst und nicht zu den Sarazenen. Führe mich also ohne Zögern zu Deinem Herrn."

Die Sprache des Einsiedlers war offen und ohne Falsch. Der Schildknappe vertraute ihm deshalb an, wo sein Herr lag, und begab sich mit demselben auf den Weg. Roland hatte die Augen wieder geschlossen, aber es war keine Zeit zu verlieren, denn die Vasconen schwärmten bereits unter den Leichen herum. Sie faßten deshalb den ohnmächtigen Ritter zwischen sich und trugen ihn zu der Einsiedelei. Dort legten sie ihn auf ein Lager, und der Einsiedler begann sogleich, seine Wunden zu untersuchen.

„Das wird eine lange Zeit in Anspruch nehmen," sagte er, indem er mit dem Kopfe schüttelte. „Es ist übrigens ein wahres Glück, daß niemand dies Versteck ahnt, sonst könnte es doch leicht um das Leben Deines Herrn geschehen sein. Doch sage mir, wie der Name dieses Franken heißt, damit ich ihn anreden und mit ihm sprechen kann."

„Roland ist sein Name," antwortete der Schildknappe.

Es dauerte übrigens viele Tage, bis Roland die Augen aufschlug und das Wundfieber nachließ. Mit Verwunderung sah er den Raum an, in welchem er sich befand und fragte, wo er sei und wie er hierhergekommen.

Der Schildknappe erzählte ihm, wie die Schlacht im Thale von Ronceval verloren gegangen und wie er ihn zwischen den Leichen der Sarazenen gefunden habe.

„Und mein Vetter, der Kaiser?" fragte er, „ist er mit seinem Heere und mit heiler Haut davongekommen, oder ist er unterlegen?"

„Soweit die Nachrichten zu uns gekommen," gab der Schildknappe zur Antwort, „haben die Araber nicht gewagt, ihn im geringsten zu belästigen. Er wird nun längst die Pyrenäen überstiegen haben und vielleicht schon am Rhein angekommen sein."

Die Erwähnung des Rheines gab ihm andere Vorstellungen; er gedachte seiner lieben Braut und des schweren Abschieds von ihr. Wahrscheinlich harrte sie seiner jetzt in großer Ungeduld, und diese mußte noch wachsen, wenn Karl ohne ihn zurückkam. Deshalb sagte er zu seinem Knappen: „Mache Dich auf, begib Dich nach dem Drachenfels und melde Hildegunde, daß ich noch von meinen Wunden zurückgehalten werde, daß ich aber die Rückreise antrete, sobald ich ein Pferd besteigen kann."

Der Schildknappe nahm Abschied, aber schon am zweiten Tage fiel er in die Hände der umherschwärmenden Vasconen und wurde jämmerlich erschlagen. Während sein Leib im Walde verweste und teilweise von den Geiern verzehrt wurde, glaubte Roland, daß er dem Rheine zuflöge und bald zurückkommen werde, um ihm Nachricht zu bringen. Als die Rückkehr sich mehr und mehr verzögerte, wurde er ungeduldig und wollte durchaus abreisen.

Der Einsiedler aber stellte ihm die Unmöglichkeit vor und bewies ihm klar, daß er schon nach der ersten Tagereise nicht mehr im stande sein würde, seinen Körper weiter zu schleppen.

Abermals war ein Monat vorüber, und seine Kräfte hatten noch wenig zugenommen; da aber hielt es ihn nicht länger. Mit dankbarem Gemüt nahm er Abschied von dem Einsiedler und trat, in eine weite Kutte gehüllt, den Heimweg an.

Die Langsamkeit seiner Reise machte ihm großen Kummer; am liebsten wäre er auf den Flügeln des Adlers dahingeschossen, um seiner Braut in wenigen Tagen nahe zu sein. Wie die Schnecke endlich ihr Ziel erreicht, so gelangte er nach langer Wanderung an den diesseitigen Fuß der Pyrenäen und in die erste fränkische Stadt. Hier gab er sich dem Kommandanten zu erkennen und erhielt von demselben eine Rüstung, Waffen und ein Pferd nebst Leute zur Begleitung auf seiner Weiterreise.

Roland machte jetzt so lange Tagemärsche, als es seine Kräfte zuließen. Sein Weg führte über Aachen Dort kehrte er in der kaiserlichen Pfalz ein, um sich seinem Vetter vorzustellen.

Dieser und der ganze Hof gerieten in freudigen Aufruhr, denn durch den Pilger war die Nachricht verbreitet worden, daß er im Thale von Roncevaal erschlagen worden sei. Niemand aber freute sich mehr, als der Kaiser Karl, und er veranstaltete sogleich ein dreitägiges Fest mit Freudenmahlen und Tänzen.

Roland durfte dieselben nicht von der Hand weisen, wenn er seinen kaiserlichen Herrn nicht erzürnen wollte. Kaum aber waren sie vorüber, als er sich Urlaub erbat, den der Kaiser gern bewilligte.

Nach dem Drachenfels wollte Roland allein, kein Fremder sollte Zeuge seines Glückes sein Früh morgens, ehe noch die Sonne die Nacht verscheuchte, ritt er zum Thor hinaus und gab seinem Tier die Sporen, daß es, sich hochaufbäumend, dahinsauste wie ein Wettersturm.

9. Hildegunde nimmt den Schleier.

Eines Tages stieß der Burgwart von Drachenfels in sein Horn und ließ den Burghauptmann benachrichtigen, daß ein einzelner und wohlgeharnischter und bewaffneter Reiter sich auf den Windungen des Reitweges zeige, welcher zum Gipfel des Berges emporführte. Der Burghauptmann begab sich auf den Wartturm und spähte dem Reiter entgegen. Diesem schien es zu lang zu werden, bis er oben war, denn er spornte jeden Augenblick sein schaumbedecktes Roß und trieb es zu schnellerem Laufen an.

Jetzt hatte er das Thor erreicht und begehrte Einlaß.

„Erst sagt Euren Namen, Herr Ritter," rief ihm der Burghauptmann zu; „dann wollen wir sehen, ob wir Euch einlassen."

„Mein Name ist Roland, und nun zögert nicht länger, das Thor zu öffnen, denn mich verlangt sehr, meine Braut zu sehen."

Der Burghauptmann war bei diesen Worten wie erstarrt; war doch die sichere Nachricht auf den Drachenfels gekommen, daß Roland gestorben sei. Das Thor war bald geöffnet.

Da trat der Burghauptmann mit verstörtem Gesichte zu ihm und sprach: „Herr Ritter, ich bin überrascht, Euch zu sehen, denn ein Pilger brachte uns die Nachricht von Eurem Tode!" Alsdann erzählte er, wie Ritter Uffo gestorben und Hildegund nach Mainz gezogen sei, um Nonne zu werden und den Tod ihres Bräutigams zu betrauern.

Roland stand da, wie vom Donner gerührt. „Gebe Gott, das Du lügst!" sagte er, und ließ sogleich sein Roß satteln, um der goldenen Stadt zuzusprengen.

Am Abend desselben Tages, als Rolands Gaul wie ein Vogel dahinschoß, fand in dem Nonnenkloster zu Mainz ein folgenschweres Ereignis statt. Durch den Klostergang schritten, brennende Kerzen in den Händen tragend, die sämtlichen Nonnen, in ihrer Mitte eine hochaufgewachsene,

in weiße Schleier gehüllte Jungfrau. Ihr blondes, langlockiges Haar war mit frischen Blumen durchflochten und hing geringelt über die Schultern hinab. Die schönen Züge ihres Antlitzes waren blaß, aber entschlossen; dennoch sah man, daß ein langer Kummer seine unverkennbaren Zeichen in dieselben hineingedrückt hatte.

Die Kapelle, in welche sie jetzt eintraten, war hell erleuchtet; auf dem Altare und an den Wänden, überall brannten flackernde Kerzen. Die Leser werden schon erraten haben, daß die schön geschmückte Jungfrau keine andere war als Hildegunde. Nachdem sie vor dem Altar niedergekniet war, begann der Gottesdienst und hierauf fand die feierliche Aufnahme der Jungfrau in den Orden statt.

„Meine Tochter," sprach alsdann die Aebtissin, „der Herr hat Dich mit großen Gaben ausgestattet und diese sollst Du zum Nutzen des Ordens gebrauchen; darum ernenne ich Dich zur Aebtissin des neuen Klosters, welches Du auf der Insel Nonnenwerth gebaut hast. Noch heute sollst Du dahin abreisen und acht Schwestern mit Dir nehmen. Deinem gesunden Sinne und Deiner Frömmigkeit vertraue ich, daß Du alles aufs beste ordnen wirst."

Hildegunde öffnete den Mund, um zu antworten, denn es war nicht ihre Absicht gewesen, in dem Kloster eine hervorragende Stelle einzunehmen; sie wollte nur beten und dem Herrn dienen; aber ehe sich noch sprach, erinnerte sie sich des schuldigen Gehorsams, verneigte sich stumm und ergab sich in den fremden Willen.

Die Aebtissin fuhr fort: „Am Strande des Rheins liegt ein Schifflein bereit, das sollst Du mit den Schwestern ohne Zögern besteigen und hinab zum Nonnenwerth fahren."

Eine Magd führte sie an den Rhein, dort lag in der That das Schifflein bereit, und die Fährleute stießen vom Lande ab, sobald sie den Bord betreten hatten. Munter folgte das Schifflein dem Strome und die Ruder halfen noch besser nach.

Hildegunde hing mit schwärmerischen Augen an der Landschaft; als sie an dem hochgegipfelten Drachenfels vorüber kamen, wollte ihr eine stille Thräne ins Auge

schleichen, aber sie beherrschte sich und konnte nun die Türme und Zinnen anschauen, ohne tiefer bewegt zu werden.

Bald stieß das Schifflein an die Insel; die Nonnen stiegen aus und begaben sich in die für sie bestimmte Zellen. Hildegunde aber schaute erst überall prüfend nach, und da sie alles fand, wie sie es befohlen hatte, so führte sie die Schwester in die Kirche, wo sie Gott anflehten, daß er dem neuen Kloster seinen Segen geben und den Besitzern die Herzen rein und fromm erhalten möge.

---

10. Rolands und Hildegundes Tod.

Einen Tag später kam Roland nach Mainz und erfragte das Kloster, in welchem Hildegunde von Drachenfels sich verborgen hielt.

Wie erschrak er aber, als die Aebtissin auf seine Frage nach seiner Braut Hildegunde antwortete: „Mein Gott, Herr Ritter, wäret Ihr einen Tag früher gekommen! Diejenige, welche Ihr suchet, hat von der Welt Abschied genommen und gestern im Angesichte Gottes das Gelübde abgelegt. Alsdann hat sie die Leitung eines anderen Klosters übernommen."

Roland wußte genug; sie konnte nirgends anders weilen, als in dem neuerbauten Kloster auf Nonnenwerth. So wenigstens hatte der Burghauptmann von Drachenfels seine Vermutung ausgesprochen, und er hatte keinen Grund, an der Richtigkeit derselben zu zweifeln.

Mit unbeschreiblicher Qual im Herzen schwang er sich wieder auf seinen Hengst und sprengte von dannen, daß die Funken stoben und die Leute auf der Straße erschrocken auseinanderfuhren. Unaufhaltsam ging es dahin über Stock und Stein, denn er hoffte, seine Braut einzuholen, ehe sie ihren Bestimmungsort erreicht hatte.

Gegen Abend des vierten Tages erreichte er die Stelle des Ufers, wo Nonnenwerth im Wasser des Rheines lag.

Schon waren die Zellen des Klosters erleuchtet und das helle Glöcklein rief die Nonnen zum Gebete. Von Ungeduld verzehrt, suchte er nach einem Schiffer, der ihn hinüberruderte, aber er fand keinen. Da es zur Nachtzeit niemals vorkam, daß an dieser Stelle jemand übergesetzt zu sein wünschte, so hatte sich der Ferge in das Gebirge zurückgezogen, wo seine Hütte lag; aber sein Kahn schaukelte auf den Wellen.

Roland sprang hinein, löste die Kette und stieß vom Ufer. Mit kräftigem Schlage die Wellen durchschneidend, hatte er bald das kleine Eiland erreicht und betrat das Land. Die Pforte des Klosters stand offen, sei es, daß man der isolierten Lage wegen keinen Ueberfall zu befürchten brauchte, sei es auch, daß die Pförtnerin sich eine Vergeßlichkeit hatte zu schulden kommen lassen.

Leise ging er in die Gänge und begab sich in das Kirchlein, wo er sich hinter einen Pfeiler versteckte und nach den Nonnen hinschaute.

Das Halbdunkel und die schwarze Kleidung waren Schuld daran, daß er Hildegunde nicht herausfinden konnte, aber als sich sein Auge an das Dunkel gewöhnt hatte, erkannte er sie an der schlanken Gestalt.

Fast eine Stunde wechselten Gebete und Gesang ab, dann entfernten sich die Nonnen eine nach der andern, um ihr Lager aufzusuchen; Hildegunde aber kniete noch vor dem Altar hin und begann von neuem zu beten. Hörte er recht? Tönte nicht sein Name von ihren Lippen? Ja, ja, er hatte sich nicht getäuscht, sie betete für ihn, den Totgeglaubten. Da hielt er sich nicht länger. Mit ausgebreiteten Armen eilte er auf sie zu und rief: „Hildegunde, meine Hildegunde!"

Beim Klange dieser Stimme sprang sie auf und auch sie eilte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen; aber plötzlich blieb sie stehen, senkte die Hände zu Boden und gebot ihm, nicht weiter zu kommen. „Bist Du es wirklich?" fragte sie mit gepreßtem Herzen. „Ein Pilger brachte mir die Nachricht von Deinem Tode, darum nahm ich den Schleier."

„Es war eine erlogene Nachricht, Huldigunde. Wohl

rang ich mit dem Tode, aber Gott erhielt mich, und nun bin ich gekommen, Dich als meine Hausfrau heimzuholen."

Ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust und sie gab zur Antwort: „Du kommst zu spät! Mein Mund hat das Gelübde ausgesprochen und ich bin für das ganze Leben gebunden. Wärest Du eher heimgekehrt, so hätte mich nichts abhalten können, Dir meine Hand zu reichen; nun aber gehöre ich dem himmlischen Bräutigam an."

„Dein Gelübde war ein übereiltes," gab er zur Antwort; „Gott will nicht, daß der Mensch einer Täuschung wegen sein Leben vertrauern soll. Wirf die Hülle von Dir und folge mir an den Hof des Kaisers, wo Deiner eine glänzende Stellung wartet."

„Sprich nicht so, denn es bricht mir das Herz," antwortete sie schluchzend. „Laß Dir an der Versicherung genügen, daß ich Deiner niemals vergessen werde, aber fordere nicht, daß ich meinem Gelübde untreu werde. Kehre um und störe den Frieden meiner Seele nicht."

Als am andern Morgen der Ferge kam, fand er zu seiner Verwunderung in seinem Kahne einen Ritter liegen, der unverwandt nach dem Kloster hinüberschaute.

„Guter Mann," redete Roland ihn an, „wem gehört der Bergwald dort drüben, aus dessen Bäume die schroffen Felsen schauen?"

„Es ist Kronland und gehört dem Kaiser," gab der Ferge zur Antwort.

„Gut," sagte Roland, „ich möchte mir da oben eine Burg bauen. Sage mir darum, wo ich einen Baumeister finde."

Der Ferge bedachte sich nicht lange, denn er hatte einen Bruder, welcher in der Architektur sehr erfahren war. Als dieser von dem Projekte hörte, leuchteten seine Augen, denn es dünkte ihm gar lustig, auf den schroffen Zinken eine Burg zu erbauen.

Alsbald entwarf er nach Rolands Angaben einen Plan; aber dieser war nicht ganz damit zufrieden, denn er wollte dem Kloster gerade gegenüber ein Fenster haben. Also änderte der Baumeister den Plan nach dieser Angabe; dann bestellte er Steinbrecher und Maurer und ging sogleich an

die Arbeit. Roland war den ganzen Tag bei ihnen und trieb sie zur Eile an, denn es dauerte ihm viel zu lange, bis die Burg fertig war. Bald half er Steine brechen, bald karrte er dieselben auf den Bauplatz. Als endlich das Gebäude fertig dastand, gab er ihm den Namen „Rolandseck." Das Haus war fest, dauerhaft und fast unzugänglich, aber es entbehrte allen Schmuckes; nur das Fenster, welches dem Kloster gegenüber lag, war reich mit Blumen verziert. Hier hatte er sich einen erhöhten Sitz einrichten lassen. Auf diesem saß er schon morgens in der Dämmerung und schaute unverwandt hinüber nach der Insel oder vielmehr nach dem Kloster. Wenn das Fenster an Hildegundes Zelle sich öffnete und sich in demselben eine schwarze Nonnengestalt zeigte, dann war er zufrieden, denn er hatte die gesehen, um derentwillen er sich auf dem Felsen ansiedelte.

Der große Kriegsheld, dessen Namen sonst die Welt von einem Ende zum andern erfüllt hatte, entsagte dem Schwerte und dem Ruhme. Vergebens waren alle Botschaften des Kaisers, vergebens die in Aussicht gestellten reichen Belohnungen, er hatte nur die eine Antwort: „Betrachtet mich als tot, denn mein Arm ist erlahmt und mein Herz steht still."

Anfangs wunderten sich die Menschen über eine so plötzliche Sinnesänderung; nach und nach aber gewöhnten sie sich daran, schauten mit Kopfschütteln hinauf nach Rolandseck und nannten ihn einen sonderbaren Kauz.

Hildegunde hatte keine Ahnung davon, daß ihr treuer Ritter sich da oben angebaut hatte, um sie täglich zu sehen. Wohl sah sie, wie drüben auf dem Berge eine Burg erstand, und es zog manchmal eine geheime Sehnsucht nach dem Felsennefte durch ihre Brust, aber sie kannte die Ursache nicht; auch erkundigte sie sich niemals nach dem Bewohner, weil sie der Welt entsagt hatte.

Jeden Abend, wenn die Sonne zur Ruhe ging, wandelte sie eine Zeitlang im Garten umher und dann geschah es wohl, daß ihr Blick absichtslos nach Rolandseck hinüberschweifte. Wenn dieses geschehen, dann kehrte Roland vergnügt in seine Burg zurück, aber kaum graute der Tag, so kam er wieder an das Fenster und schaute auf das Kloster hinab.

Eines Tages blieb Hildegunde aus, auch am zweiten erschien sie nicht: am dritten Tage aber trug man die Leiche einer Nonne zu Grabe. Mit scharfem Auge musterte er die Leichenbegleitung, aber er fand Hildegunde nicht darunter. Da wurde sein Herz mit namenlosem Bangen erfüllt. Er schickte einen Diener hinab und ließ fragen, welche von den Nonnen gestorben sei. Die Antwort lautete: „Hildegunde, die Aebtissin!" Im Tode hatte sie noch den Namen Rolands gelispelt.

Da erstarrte sein Herz zu Eis. Regungslos blieb er auf seinem Posten sitzen. Am folgenden Morgen war er eine Leiche und seine weitgeöffneten Augen schauten noch auf das frische Nonnen-Grab hinab

Maria Laach.

Die heilige Genoveva.

Eine gute Stunde vom Kloster Laach, hinter Niedermendig, liegt die Meierei Frauenkirch mit einer Kapelle, wo der Sage nach die heilige Genoveva begraben liegen soll Die Legende aber berichtet von dieser tugendreichen und geduldmütigen Frau, deren Geschick ebenso traurig, als die Erzählung davon anmutig ist, folgendes:

Unter Karl Martell, oder nach anderen während der Regierung des Erzbischofs Hillin von Trier, verwaltete den Gau von Maienfeld, der sich von Kapellen bis hinter Andernach erstreckte, ein vornehmer Graf namens Siegfried, der mit Genoveva, der Tochter des Herzogs von Brabant, einer sehr reichen und tugendhaften Frau, vermählt war Dieses treffliche Ehepaar erfreute sich eines seltenen hohen

Familienglückes. Doch nicht gar lange sollten sie dasselbe genießen, denn Siegfried mußte dem Rufe, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, Folge leisten, und von tiefem Schmerz fast überwältigt, nahm er Abschied von seiner holden Gattin, welche, von unsäglichem Herzeleid ergriffen, vor Ohnmacht halbtot daniedersank. Während nun der Graf glücklich gegen die Ungläubigen stritt, führte seine Gemahlin ein ganz frommes und tugendseliges Leben und übergab sich ganz Gott in frommer Andacht und gläubigem Gebet.

Wo aber Gott eine Kirche geweiht wird, setzt der Teufel seine Kapelle daneben; so auch hier. — Bei seiner Abreise hatte der Graf seine Gemahlin dem Schutze seines Hofmeisters Golo anempfohlen, der denn auch täglich um sie war und ihr aufwartete. Dieses jungen Dieners Herz entzündete der Böse mit einer unlauteren Liebe gegen seine Gebieterin und erfüllte sein Herz mit solcher Begehrlichkeit, daß er sie mit ehrlosen Anträgen verfolgte. Tief entrüstet wies die züchtige Gräfin mit zornigen Worten diese derart zurück, daß Golo merkte, daß er keine Hoffnung habe, das Ziel seiner unlauteren Wünsche zu erreichen; darum verkehrte sich seine Liebe in grimmigen Haß, und alle seine Gedanken vereinigten sich in dem einzigen, wie er sich an der Gräfin rächen könnte. Er achtete auf all ihr Thun und Lassen, und endlich entdeckte er, daß sie eine Zuneigung für den Koch zeigte, weil dieser in aller seiner Einfalt ein frommer und andächtiger Mann war. Hierin glaubte Golo eine Gelegenheit entdeckt zu haben, an der Gräfin furchtbare Rache zu nehmen. Er suchte seine Herrin bei seinen Freunden zu verdächtigen und bat dieselben, acht zu haben auf das Benehmen derselben. Auf diese Weise brachte er endlich einige derselben auf seine Seite.

Einstmals sagte er dem Koch, die Gräfin, welche damals gerade allein auf ihrem Zimmer war, verlange nach ihm. Der ehrliche Mensch glaubte dieses und eilte zu Genoveva. Da kam Golo herbei, traf den Koch bei der Gräfin und ging, ohne ein Wort zu sprechen, wieder aus dem Zimmer. Ihm folgte der Koch auf dem Fuße, da er vernommen hatte, daß die Gräfin ihn nicht gerufen habe. Golo aber berief sogleich seine Vertrauten und klagte ihnen in erheucheltem

Zorne, daß der Koch bei der Gräfin im Zimmer getroffen worden sei. „Was ist hier Rats, meine lieben Freunde? Wenn wir dem Uebel nicht abhelfen, wird ein größeres daraus werden und wir werden bei der Rückkehr unseres Herrn nicht bestehen können. Darum ist es wohl ratsam, daß man den Koch ins Gefängnis werfe, die Gräfin aber insoweit beaufsichtige, daß ihr der Zugang zu dem Menschen versperrt sei."

Hierauf ließ Golo den Koch rufen, fuhr ihn mit rauhen Worten an und eröffnete ihm sein Schicksal. Vergebens schwur der erschrockene Koch, daß er an solcher Sünde ganz unschuldig sei, und nahm Himmel und Erde zu Zeugen, daß ihm niemals in den Sinn gekommen, sich so an seinem Herrn, dem Grafen, zu versündigen; er ward in Bande und den Kerker geworfen.

Damit noch nicht zufrieden, drang Golo in das Zimmer der Gräfin und eröffnete ihr unter den heftigsten Anschuldigungen, daß er dieses Aergernis nicht länger dulden werde. Als auch jetzt wieder Genoveva ihn mit aller Entrüstung zurechtwies, erzürnte Golo derart, daß er auch sie dem Gefängnis überlieferte und ihr nur geringe Nahrung reichen ließ, auch da noch, als Genoveva eines Knäbleins genas, das sie Schmerzenreich nannte: „denn," fügte sie hinzu, „unter Schmerzen habe ich dich geboren; mit noch größeren Schmerzen werde ich dich auferziehen; mit unsäglichen Schmerzen werde ich dich verschmachten sehen, denn aus Mangel an Nahrung werde ich dich nicht sättigen können, habe ich doch kaum so viel, mein Leben zu erhalten! Du armer Schmerzenreich, du unglückseliges Kind!" — Auch die Bitten der von Golo ihr gestellten Wärterin, das Los der Gräfin zu verbessern, da sie vor Herzeleid fast verschmachte und ihr wohl eine bessere Nahrung zu gönnen wäre, damit sie sich und das schwache Kind ernähren könne, blieben bei dem Unhold unerhört. Auf diese Weise glaubte er die Gräfin endlich zu bewegen, seinen Bitten ein geneigtes Ohr zu schenken.

Damit nun Golo die Mißhandlung seiner Herrin dem Grafen gegenüber rechtfertigen konnte, verschwieg er zwei Monate lang die Niederkunft der Gräfin. Darauf fertigte

er einen sehr treuen Diener in das Lager des Grafen ab, diesem die Botschaft von allem, was sich zugetragen habe, zu überbringen. Der Graf stand wie vom Blitz getroffen als er die Nachricht vernahm; denn der Diener erzählte ihm, was für verdächtige Gemeinschaft die Gräfin mit dem Koch die ganze Zeit über gehabt und wie der Hofmeister sie allein mit ihm im Zimmer getroffen habe. Weil sie nun beide auf öfteres Vermahnen nicht voneinander hätten lassen wollen, so habe sich der Hofmeister genötigt gesehen, sie zu trennen und in zwei verschiedene Gefängnisse sperren zu lassen, und hier im Kerker habe die Gräfin einen Sohn geboren Als der Graf nun fragte, zu welcher Zeit das Kind geboren sei, da sprach der Diener fälschlich, es seien erst einige Tage verflossen, wiewohl sie schon vor einiger Zeit geboren hatte. — Da fing der Graf an zu rasen und verwünschte das ruchlose Weib, das so schändlich die versprochene Treue gebrochen hat, und nachdem er sich eine kurze Zeit besonnen, wie er den begangenen Ehebruch bestrafen wollte, schickte er den Diener mit dem ausdrücklichen Befehle zurück: Golo solle die Gräfin so enge einschließen, daß niemand mit ihr reden, noch zu ihr kommen könne, den ehebrecherischen Koch aber solle er hinrichten lassen.

Mit diesem ungerechten Befehle eilte der Abgesandte nach Hause, und Golo wußte ihm großen Dank, daß er seinen Auftrag so treulich ausgerichtet hatte. Damit nun die Hinrichtung des Kochs kein Aufsehen verursachte, ließ er dem armen, unschuldigen Manne Gift unter die Speisen mischen, welches auch seine Wirkung nicht versagte. Damit war aber der grausame Bösewicht nicht zufrieden; auch die Gräfin sollte dem Tode übergeben werden, denn er mußte fürchten, daß bei der Rückkehr des Grafen seine Schuld ans Tageslicht gezogen werde. Er setzte sich deshalb eilends zu Pferde und ritt selbst in das Lager des Grafen. Der Graf nahm ihn beiseite und forderte vollständigen Bericht. Der falsche Golo stellte sich, als könne er vor Leid kaum reden, und falsche Thränen gaben seinen Lügen den Schein der Wahrheit. Er erzählte seinen Lügenbericht so ausführlich, wie er ihn sich mit allem Fleiß zurechtgelegt hatte. Da kochte das Herz des Grafen, der alles mit Kummer angehört

hatte, vor Rache, und er befahl: „Golo, gehe hin und laß die Ehebrecherin samt dem Kinde eines schimpflichen Todes sterben! Ich will sie nicht mehr am Leben treffen, wenn ich zurückkehre!“

Wer war froher als der rachgierige Golo, da er diesen Befehl vernahm. Sogleich reiste er ab und verabredete mit seinen Freunden die Art und Weise des Todes. Dieses vernahm aber die Tochter der Wärterin der Genoveva und schlich sich leise ans Fenster des Gefängnisses, worin die Gräfin schmachtete und machte ihr Mitteilung von den schändlichen Anschlägen Golos und seiner Freunde.

Wie erschrak die Fürstin, als sie das vernahm! Als sie sich aber wieder erholt hatte, bat sie das Mädchen: „Gehe in mein Zimmer und hole mir Papier, Feder und Tinte.“ Das Mädchen brachte das Verlangte, und nun schrieb Genoveva folgenden Brief: „Gnädiger Herr, herzgeliebter Gemahl! Da mir zu Ohren gekommen ist, daß ich auf Euren Befehl sterben soll, so wollte ich Euch mit diesen Zeilen noch ein herzliches Lebewohl sagen. Ich will gern sterben, wenn Ihr es befehlt, obgleich es mich bitter kränkt, daß Ihr mich, die Unschuldige, zum Tode verurteilet. Die Ursache, warum ich sterbe, ist die, daß ich meine Euch gelobte Treue nicht brechen und dem schändlichen Golo, Eurem Hofmeister, nicht willfahren wollte Doch messe ich Euch, meinem Herrn, keine andere Schuld zu, als daß Ihr meinen Anklägern zu leichten Glauben geschenkt und mir zur Verantwortung keine Gelegenheit gegönnt habt. So kann ich nur vor Gott bezeugen, vor dessen strengem Gericht ich morgen schon stehe, daß ich mein lebenlang an keinen Mann gedacht habe, als an Euch. Mein Trost bleibt, daß dereinst ein Tag aufgehen werde, an dem meine Unschuld hervorkommen und meiner Ankläger Falschheit offenbar werden wird. Lebt wohl, gnädiger Herr, liebster Freund! Ich verzeihe Euch von Herzen; ja, noch nach meinem Tode will ich Gott bitten, daß mein unschuldig vergossenes Blut keine Rache über Euch und meine Ankläger schreie. Dies schreibe ich mit zitternder Hand und fließenden Augen, denn in meinem Herzen wohnt der Tod und erfüllt

mich mit Schrecken. Eure bis in den Tod getreue und um der Treue willen zum Tode verdammte Genoveva."

Dies Briefchen gab sie dem Mägdlein, daß es dasselbe heimlich in das Gemach der Gräfin legen und keinem Menschen ein Wort davon offenbaren sollte. Die ganze folgende Nacht verlebte sie in eifrigem Gebet und befahl Gott ihren schweren Kampf und bevorstehenden Tod.

Am andern Morgen in aller Frühe berief Golo zwei von seinen getreuesten Dienern und eröffnete ihnen den Befehl seines Herrn. Er hieß sie deshalb die Gräfin samt ihrem Kinde in den Wald führen und daselbst umbringen. Die Diener unterwarfen sich dem Befehle, gingen in das Gefängnis zu Genoveva und führten sie in tiefster Stille in den Wald. Da ging die arme Genoveva wie ein unschuldiges Schaf zur Schlachtbank und that ihren Mund nicht auf.

Nachdem sie nun den Wald und einen entlegenen Ort in demselben erreicht hatten, eröffneten die Diener der Gräfin, wie sie gesendet seien, den Befehl ihres Herrn auszuführen und sie hinzurichten, darum sollte sie die Schuld nicht ihnen zuschreiben und sich zu einem seligen Tod vorbereiten. Genoveva kniete nieder, und in innigem Gebet befahl sie ihre Seele Gott. Da ergriffen die Diener den Knaben, um ihm den Todesstreich zu geben. Dies erblickend, sprang die Gräfin von ihren Knieen auf und bat flehentlich, ihr oder doch des unschuldigen Kindes Leben zu schonen. Da konnten die Diener nicht widerstehen, sie wurden so bewegt, daß es ihnen unmöglich war, der Gräfin ein Leid anzuthun; sie sprachen deshalb mit freundlichen Worten zu ihr: „Gnädige Frau! Uns ist zwar bei Lebensgefahr befohlen, Euch hinzurichten; dennoch, wenn Ihr uns versprechen wollt, nimmermehr unter die Menschen zu gehen, sondern Euch in dieser Wildnis verborgen aufzuhalten, so möget Ihr in Gottes Namen hingehen und unser in Eurem Gebet eingedenk sein!"

Die Gräfin erhob ihre Augen gegen Himmel, versprach den Dienern, was sie verlangten mit allem Ernste, und dankte ihnen von ganzer Seele für die erzeigte Barmherzigkeit.

Die gerettete Genoveva, von allen Menschen verlassen, ging in dem wilden Wald umher und suchte einen Ort, wo sie, vor dem Unwetter geschützt, sich aufhalten könne. Nach längerem Suchen fand sie endlich in tiefster Wildnis im Felsgestein eine Höhle und nächst derselben eine Quelle. Hier bereitete sie sich aus Zweig und Moos ein Lager und nahm sich vor, daselbst den noch übrigen Teil ihres Lebens zuzubringen in stillem Gebet und ernster Betrachtung. Weil sie aber ihr Leben nur mit Wurzeln und Kräutern fristen mußte, konnte sie ihr Kind nicht mehr nähren. Sein klägliches Wimmern ging der Mutter so sehr ins Herz, daß auch sie vor Leid sterben zu müssen meinte. Sie legte das Kind verzweifelnd unter einen Baum und ging weit davon, wo sie es nicht hören konnte. Dort kniete sie mit aufgehobenen Händen nieder und rief den gütigen Gott in so brünstigem Gebet an, daß er sie erhören mußte. Kaum hatte die weinende Mutter ihr Gebet geendet, da lief eine Hirschkuh herbei und nährte den Knaben. Durch diese himmlische Wohlthat wurde die gute Gräfin so erfreut, daß sie sich auf die Kniee niederwarf und mit vielen süßen Thränen dem gütigen Gott Dank sagte und in Demut um weitere Hilfe flehte. Ihr Gebet wurde erhört, die Hirschkuh kam täglich, solange beide in der Wüste waren, das Kind zu säugen.

Dies war die einzige Hilfe, welche das schuldlose Kind erhielt, während seine Mutter von Wurzeln und Kräutern leben mußte. Ihre Grafenwohnung hatte sie mit der wilden Einöde vertauscht, ihr schönes Zimmer mit einer finsteren Kluft, ihre reichbeladene Tafel mit wilden Kräutern; statt auf ihr weiches Ruhebette legte sie sich des Nachts in Laub und harte Reiser; anstatt ihrer kostbaren Perlen hatte sie bittere Zähren, und für Lust und Kurzweil nichts als Leid und Traurigkeit. Im Sommer war zwar ihr Elend noch erträglich, im Winter aber quälte sie die Kälte; die Nahrung aus der Erde war kaum aufzutreiben; wenn sie trinken wollte, mußte sie das gefrorene Eis so lange im Munde halten, bis es schmolz; wollte sie sich erwärmen, so mußte sie die eiskalten Hände so lange zusammenschlagen und reiben, bis das Blut wiederkam. Doch waren alle Schmerzen, welche die Gräfin aus eigener Bedrängnis litt, gering gegen

den Kummer, den ihr mütterliches Herz über dem Elend ihres Kindes empfand. Wie oft drückte die Mutter ihren Schatz an die Brust, seine kleinen, von Kälte erstarrten Glieder zu wärmen! Und wenn sie dann sah, wie sein ganzer Leib vor Frost bebte, so wußte sie vor Trauer sich nicht zu halten und mußte unaufhörlich weinen, und das Kind weinte mit, als es seine Mutter so traurig sah. Allmählich jedoch gewöhnte sie sich an so große Mühseligkeiten, und auch der Knabe ward abgehärtet und stark. Da dankte sie Gott, daß er sie mit ihm aus der Gefahr der Welt errettet und in die Wüste geführt hatte. Die meiste Zeit brachte sie mit heiligem Gebet zu und übte sich je länger desto mehr in der Andacht und himmlischen Liebe.

Bald darauf kehrte Graf Siegfried zurück, und Golo erzählte ihm, daß sein Befehl aufs genaueste ausgeführt sei. Anfangs gab sich der Graf zufrieden, doch schon nach wenigen Tagen fing sein Gewissen an, ihn zu ängstigen und die Erinnerung an Genoveva ihn mit bitterer Sehnsucht zu betrüben. Er dachte es sich doch als möglich, daß ihr Unrecht geschehen sei, und machte sich bittere Vorwürfe, daß er die Sache nicht erst gründlich untersucht habe. Eines Tages nun kam der Graf in das Zimmer seiner Gemahlin, da fand er unter anderen Schriften den Brief, den Genoveva im Kerker geschrieben hatte. Er las denselben in der höchsten Spannung seiner Seele und konnte keinen Augenblick länger an der gänzlichen Unschuld seiner geliebten Gemahlin zweifeln. Da wurde er von solcher Reue und solchem Mitleid bewegt, daß er bitterlich zu weinen anfing und vor Herzeleid sterben zu müssen meinte. Den Golo aber schalt er einen falschen Verräter und gottlosen Mörder und verfluchte ihn in den Abgrund der Hölle; ja, wenn er gegenwärtig gewesen wäre, er hätte ihn auf der Stelle erstochen. Aber der Arglistige hatte schon seit einigen Tagen den Gemütszustand des Grafen beobachtet und glaubte sich bald nicht mehr sicher. In aller Stille hatte er deshalb den Hof und das Land verlassen, denn er fürchtete, sein Herr möchte ihn ergreifen lassen. Als dies der Graf erfuhr, blieben keine Zweifel mehr übrig. Er sah, wie Golo ihn umstrickt und umnebelt und seine arme Gemahlin mit ihrem

Kinde unschuldig dem Tode überliefert hatte. Zorn, Mitleid, Reue, Verzweiflung durchwühlten sein Herz, und sein ganzes Trachten ging fortan dahin, den Verräter Golo zu strafen. Er schrieb dem Bösewicht einen freundlichen Brief, in welchem er sich scheinbar darüber wunderte, warum er den Hof verlassen habe, wo er doch nichts als Liebe und Ehre genossen; Golo antwortete ausweichend und entschuldigte seine Abwesenheit mit unvermeidlichen Abhaltungen und Familiengeschäften. Der Graf wiederholte seinen Brief, verbarg aber allen Widerwillen und gab zu erkennen, wie sehr er eines freundlichen Umganges bedürfe. Endlich glaubte Golo wirklich, der Graf sei ihm wieder in Gnaden gewogen. Da setzte der Graf eine große Jagdfestlichkeit an, wozu er alle seine Freunde einlud. Unter diesem Vorwand erging auch an Golo eine Einladung, und dieser rannte freiwillig in das ihm bereitete Netz. Der Graf hieß ihn willkommen und schien sichtlich erfreut über seine Ankunft.

Die Jagd begann, und sie zerstreuten sich hier- und dorthin, und jeder befleißigte sich, ein Stück Wild zu erlegen. Da ward von ungefähr der Graf eine schöne Hirschkuh gewahr; er setzt ihr zu Roß über Hecken und Gesträuch nach und verfolgt sie so lange, bis sie sich in eine Höhle rettet, die sich dem Auge des Grafen zwischen Strauch und Gestein aufthat. Er wirft einen Blick hinein und sieht neben dem Wild eine nur sehr dürftig gekleidete Frau stehen. Er erschrak von ganzem Herzen, denn er glaubte nicht anders, als es sei ein Gespenst. Deshalb rief er: „Wenn du kein Geist bist, so komm zu mir heraus und sage mir, wer du seiest.“ Genoveva — denn ihre Höhle war es — erkannte den Grafen auf den ersten Blick und sprach mit zitternder Stimme: „Ich bin ein unglückliches Weib.“

Der Graf wunderte sich über die abgehärmte Gestalt des Weibes, das er vor sich sah und fragte, wer und von wannen sie sei. „Mein Herr,“ sprach Genoveva, „ich bin ein armes Weib und aus Brabant gebürtig; aus Not bin ich hierher geflohen, denn man hat mich, die ich nichts verschuldet, mit meinem armen Kinde umbringen wollen.“

Der Graf zuckte zusammen, doch fragte er weiter. Genoveva faßte Mut und sprach: „Ich war mit einem edlen Herrn

vermählt, der faßte einen Argwohn gegen mich und übergab mich seinem Hofmeister, der mich samt dem Kinde, das ich meinem Herrn geboren hatte, umbringen lassen sollte; die Diener aber schenkten mir aus Erbarmen das Leben, und ich versprach ihnen, daß ich nie vor meinen Herrn kommen, sondern in diesem Walde Gott dienen wolle."

Siegfried zitterte am ganzen Leibe, denn Genovevas Bild stieg vor seiner Seele auf, aber in dieser abgehärmten Gestalt konnte er sie nicht erkennen. Dann sprach er weiter zu ihr: „Liebe Freundin, ich bitte Euch um Gotteswillen, sagt mir, wie ist Euer Name und wie der Name Eures Ehegatten?" Da sprach sie seufzend: „Mein Eheherr hieß Siegfried, ich Armselige aber führe den Namen Genoveva!"

Diese wenigen Worte durchzuckten den Grafen mächtiger, als wenn ihn ein Donnerschlag getroffen hätte. Er stürzte vom Pferde herab auf den Boden. Da lag er auf der Erde auf seinem Angesicht und atmete lange nicht. Als er aber wieder zur Besinnung kam, richtete er sein Haupt auf und sprach: „Genoveva, ach Genoveva! seid Ihr es?"

Sie sprach: „Lieber Herr Siegfried, ja, ich bin die arme Genoveva!"

Dem Grafen rollten die Thränen über das Gesicht, er fiel wieder in Erstarrung und konnte lange kein einziges Wort hervorbringen Nach vielem heißen Weinen sprach er endlich: „O, daß Gott im Himmel sich erbarme! In solchem Elend muß ich Euch antreffen? Ich gottloser Bösewicht, ich bin nicht wert, daß mich die Erde trage. Bin ich doch die einzige Ursache alles Eures Unheils, ich, der boshafte Mann, der sein unschuldiges Weib falschen Argwohns wegen umbringen hieß! Verzeiht mir, geliebte Genoveva; ich stehe nicht auf vor Euren Füßen, bis ich Gnade erlangt habe!"

Die Gräfin hielt den Strom ihrer Thränen ein und sprach mit halbgebrochenen Worten: „Betrübet Euch nicht, mein Herr Siegfried! Ich verzeihe Euch von Herzen und habe Euch schon von Anfang verziehen!" Darauf reichte sie dem Grafen die Hand und hob ihr von der Erde auf.

Hier stand nun der betrübte Graf, in das abgezehrte Angesicht seiner Gemahlin schauend; er meinte, das Herz im Leibe müßte ihm vor Mitleid zerspringen, als er das

holde Antlitz, das einst den Engeln glich, jetzt so grausam entstellt sah. Nach einigen tiefen Seufzern sprach er: „Und wo ist denn das arme Kind, das Ihr im Kerker geboren habt? Ist es denn nicht mehr am Leben?"

„Freilich ist es ein großes Wunder von Gott, daß es noch lebt," erwiderte Genoveva, „ich allein hätte es nicht ernähren können, aber Gott hat mir dies treue Tier gesandt, welches mein Kind täglich gesäugt hat."

Sie redete noch, als der kleine Schmerzenreich, die Hände voll wilder Wurzeln, dahergelaufen kam. Als er aber den Grafen neben seiner Mutter sah, erschrak er sehr und rief: „Mutter, was ist das für ein wilder Mensch, der bei Dir steht? Ich fürchte mich vor ihm!" Die Mutter sprach: „Fürchte Dich nicht, lieber Sohn, komm nur her, der Mann thut Dir nichts!"

Da war bei dem Grafen Leid und Freud' so groß, daß er nicht wußte, welches mächtiger war. Als nun das Kind näher trat, nahm es die Mutter bei der Hand und sagte zu ihm: „Siehe, mein Sohn, das ist Dein Vater, gehe hin und reiche ihm die Hand!"

Das Kind gehorchte; der Graf aber nahm es auf seine Arme, drückte es an sein entzücktes Herz, küßte es herzlich ohne Unterlaß und brachte nichts weiter vor als: „O mein herzliebster Sohn, o mein teures Kind!"

Jetzt blies der Graf in sein Jagdhorn und rief die Knechte und Jäger zusammen, die nicht wenig erstaunt waren, den Grafen in dieser Gesellschaft anzutreffen. Als aber die Frage, ob niemand unter ihr dies Weib kenne, verneint wurde, rief Siegfried: „Kennt ihr denn meine Gemahlin Genoveva nicht mehr?"

Auf diese Worte überfiel sie eine solche Verwunderung, daß sie nicht wußten, was sie sagen oder denken sollten. Einer nach dem andern ging hinzu, hieß sie freundlich willkommen und freute sich von Herzen, daß sie, die Vielbetrauerte und Geliebte, noch lebte. Zwei von ihnen ritten eilig nach dem Schlosse und kamen mit einer Sänfte samt Gewändern zurück, die Gräfin ehrbarlich zu schmücken und heimzutragen.

Golo lag indessen auf der Erde und wälzte sich und

bat um Barmherzigkeit. Der ergrimmte Graf aber befahl, ihn hart zu binden und als den größten Uebelthäter gefangen abzuführen. Alsdann nahm Siegfried Genoveva bei der Hand, führte sie zur Sänfte, und nun ging es dem Schlosse zu. Die Hirschkuh aber folgte der Gräfin und wollte nicht von ihrer Seite weichen.

Die Nachricht von der Wiederkehr der Gräfin hatte sich bereits wie ein Lauffeuer verbreitet. Freunde und Verwandte kamen herbei, die teure Verwandte und Freundin zu bewillkommnen, und es folgten frohe Feste. Als die Freudenfeste vorüber waren, begann Genoveva ihr leutseliges Walten im Hause, besonders aber weihte sie ihr Haus zu einem Tempel des Herrn. Sie lebte in großer Heiligkeit.

Ueber Golo aber ward Gericht gehalten und bald darauf wurde er abgeführt und litt, was er verschuldet hatte; auch alle seine Freunde wurden mit dem Schwerte hingerichtet.

Aber die Gräfin erfreute sich nicht lange mehr des irdischen Familienglückes. Ihr Körper war von dem langen Elend so schwach, daß ihr keine Pflege mehr frommen konnte. Nach einem Jahre bereits legte sie sich aufs Krankenlager, und nachdem sie ihrem Gemahl und dem kleinen Schmerzenreich ihren Segen erteilt hatte, entfloh ihr seliger Geist dem schwachen Leib und ging in das ewige Leben. Siegfried mit seinem Söhnlein warf sich jammernd über den Leichnam seiner geliebten Genoveva. Alle Diener und Frauen im Schlosse wehklagten; der Graf lag Tag und Nacht auf den Knieen vor der Leiche und weinte so beweglich, daß man meinte, er müsse die Gestorbene mit seinen Zähren wieder lebendig machen. Die arme Hirschkuh, die der Gräfin aus der Wildnis in das Schloß gefolgt war, fing an zu trauern, sobald ihre Herrin gestorben war, und als man endlich den Leichnam bestattete, ging sie mit gesenktem Haupte der Leiche nach und legte sich auf das Grab, bis sie vor lauter Trauern gestorben war.

Mit der heiligen Genoveva war dem Grafen alle Lust und Freude zu Grabe getragen, und er beschloß deshalb, sich von der Welt zurückzuziehen. Mit des Bischofs

Erlaubnis erbaute er an der Stelle, wo er Genoveva wiedergefunden hatte, eine Kirche mit einigen Einsiedeleien für solche, die dort Buße thun wollten. Als nun die schöne Kirche in der Wildnis fertig war, wurde der Leichnam der frommen Genoveva dorthin gebracht, damit sie dort ruhen möchte; der Graf aber übertrug seine Besitzungen seinem Bruder, zog sich und seinem Sohn Pilgerkleider an, nahm mit vielen Thränen Abschied von der Verwandtschaft und zog mit seinem Sohne in die rauhe Wildnis, daselbst Gott zu dienen bis an ihr Ende.

Königswinter.

Der Drachenfels.

Hinter dem Dorfe Rolandseck, oben am Berge, ist ein Plätzchen, wo sich dem Wanderer eine herrliche Aussicht darbietet. Links oben auf der steilen, bewaldeten Höhe steht der Fensterbogen von Rolandseck, durch den das Auge mit Entzücken hinausschaut ins reiche Land; gerade nach vorn tritt auf schwindelnder Höhe die Ruine des Drachenfels ihm entgegen und dahinter das Siebengebirge, das formenreiche, wunderbar schöne, und drunten im silbernen Strome schwimmt das schöne, waldgrüne Eiland Nonnenwerth mit seinen Gebäuden, und um die drei köstlichen Punkte, die sich zu einem Bilde gestalten, schlingt die Sage ihren Blütenkranz duftig und zart.

Dem Drachenfels, dem mächtigen, kühnen, gebührt das Vorrecht. In schwindelnder Höhe krönt die Ruine Drachenfels den Vorhüter des Siebengebirges, der jäh abfällt zum Rheine, an dessen Fuß die Menschen das schöne Plätzchen

zum Wohnorte gewählt, ohne Furcht vor des Berges Höhe und des Rheines schäumenden Wogen. — Nur wenige Reste von den Türmen und Mauern der Burg sind geblieben. Aber wie steil auch der Weg, Tausende wandern da hinauf und schauen hinaus in das wilde Eifelland, wo die Basaltkuppen sich in den blauen Himmel erheben. Weit hinab reicht der Blick über die Türme der „heiligen Stadt Köln", unter denen der sich verjüngende Dom wie der ehrwürdige Vater unter seinen Kindern und Enkeln steht, in das sich allmählich verflachende Land, durch welches das breite Silberband des Rheines sich schlingt. Jenseit Köln folgt das Auge dem sich zurückziehenden Kranze der Berge, folgt dem weiten Bogen, in dem das schnaubende Dampfroß in eisernem Geleise dahineilt. Da liegen am schönen Gebirgskranze die weißen Gehöfte und Landsitze, die zahlreichen Dörfer, das Königsschloß Brühl. Da scheint der Kreuzberg herüber und da unten liegt im Schoße einer reizenden Landschaft die Stadt, wo die Wissenschaften eine Friedensstätte gefunden durch eines edlen Königs Gunst, das Palladium für des Rheinlands geistige Kraft und Bildung. Dort zur Rechten, getrennt durch des Rheines silberne Flut, ragt Siegburg hervor, wo die Kunst ringt, das edelste Werk Gottes, den Menschengeist, von unheimlichen, unseligen Banden zu befreien; dort mündet die Sieg, kommend aus den fernen Bergen, wo der Fleiß bei der Treue wohnt, und näher heran ruht im Schoße des Siebengebirges der Ueberrest des alten Heisterbach, wo einst die Hora (Glocke der Gebetsstunde) in die stille Nacht der Wälder drang und mancher Schwergetroffene den Frieden suchte, den — selbst Heisterbach nicht geben, nur den Weg zu ihm zeigen konnte, und weiter oben Rheineck, und dann die blühenden Dörfer und Städtchen am Rheine und am Gebirge. Doch wohin sich auch das Auge wendet, überall möchte es weilen, und richtet es sich rückwärts ins Siebengebirge, so thut sich eine Region auf, wo die Seele schaudert, wenn sie bedenkt, wie einst tobende Gewalten der Tiefe und Mächte der Unterwelt hier sich geltend gemacht im entsetzlichen Kampfe.

Lauschen wir, was die Sage über diese Stätte berichtet:

An dem Abhange des Drachenfelsens liegt eine tiefe

dunkle Höhle. In grauester Vorzeit, als noch des Landes Bewohner im blinden Heidentume wandelten, wohnte in dieser Höhle ein greulicher Drache. Das Ungeheuer war der Schrecken des Landes. Um es zu besänftigen, gab ihm das Volk seine Gefangenen zur Beute, — oder die Priester bestimmten die Opfer aus dem eigenen Volke, die man ihm darbot. Es war ein kampf- und beutelustig Volk, das hier herum saß. Fehden mit Nachbarstämmen gingen nicht aus. Seine Raubzüge führte es bis gen Trier, wo damals schon das Christentum seinen Segen verbreitet hatte. Einst zog in Frühlingstagen eine Schar mutiger Jünglinge, geführt von des Häuptlings beiden Söhnen, hinaus ins Land jenseit des Rheins, den Ufern der fernen Mosel zu. Der Drache hatte wilde Verheerungen angerichtet. Die Priester rieten den Kriegszug an, um durch Gefangene seinen Zorn zu besänftigen. So zogen sie von dannen und kehrten heim mit einer großen Schar Gefangener, die ihr schreckliches Los noch nicht ahnten. Unter denselben befand sich eine Jungfrau von wunderbarem Liebreiz. Dem überwältigenden Zauber ihrer Schönheit konnten die Söhne des Stammesfürsten nicht widerstehen. Wes sie sein sollte, das erregte schon auf dem Heimwege wildesten Zorn und Hader zwischen den Brüdern.

Aber immer wilder entbrannte der Hader, und nur dem Dazwischentreten aller Kämpfer des Zuges mochte es gelingen, den Zweikampf abzuhalten, der Brudermord in seinem Gefolge gehabt haben würde, und die Entscheidung über den Besitz der holden Gefangenen dem Ermessen des Vaters und der Priester anheimzustellen.

Schrecken und Kummer erfüllte das Vaterherz, als die Söhne vor ihn hintraten, ihr Anrecht zu beweisen; denn Glut und Leidenschaft sprach aus jedem Worte, leuchtete und flammte aus ihren Augen. Wie sollte er, wie sollten die Priester entscheiden, ohne daß der Bruderhaß in lichten Flammen auflodere? Wo war da Rat?

Da trat ein alter Priester vor ihn und sagte: „Höre mich! Keinem werde sie, sondern des Drachen Beute! Es wird Deine Söhne beugen, aber des Bruderhasses Ursache ist nicht mehr, und es wird Friede!"

Der Rat gefiel allen, und ohne daß es die beiden Brüder ahnten, führten die Priester zur Mitternachtsstunde das liebliche Wesen hinauf, wo der Drache sein Opfer zu finden gewohnt war, banden sie dort an einer Eiche gewaltigen Stamm und eilten hinweg, in sicherer Ferne des gräßlichen Schauspiels Zeuge zu sein. Dennoch war ihr Auszug mit der Gefangenen nicht unbeachtet geblieben, und als im Osten sich der Himmel rötete, da sammelte sich um den Priester des Volkes Menge: denn es war die Zeit, wo das grimme Ungeheuer den unförmlichen Leib aus der Höhle schleppte zur Stätte, da unter der Eiche ein herrliches Mahl seiner harrte.

Kaum blitzten der Sonne erste Lichte in das feuchte Walddunkel, als ihren Blicken sich ein rührend Schauspiel darbot. — Dort rang die Jungfrau im heißen Gebete; sie preßte das kleine Kreuz, das sie am reinen Busen geborgen, an ihre unentweihten Lippen, an ihre vertrauensvolle Brust, und das Auge schaute hoffend nach oben.

Da — es überlief alle ein Grausen — krachten die Zweige: Steine rollten hinab in die Tiefe, wo der Rhein hinströmte; ein Stöhnen wurde vernommen, das Sturmes Brausen glich. Das waren die Vorboten des Untiers. Es nahte zum Frühmal! —

Eine namenlose Angst erfüllte die Seele des wehr- und schutzlosen Opfers, als der glühende Pesthauch des Atems des Drachens sie anwehte und bald darauf die scheußliche Mißgestalt dem entsetzten Auge entgegentrat.

„O Herr, verlaß dein gläubig Kind nicht!“ flehte sie zum Himmel und reckte mit ihrer schneeweißen Hand das kleine Kruzifix, das Zeichen der erlösenden Liebe, dem Ungeheuer entgegen.

Da zischte furchtbar das gierige Ungeheuer. Es bäumte sich scheu empor, also, daß es rückwärts überschlug, von Fels zu Fels sich selbst durch die Wucht und Schwere zerschmetternd, hinabstürzte in die jähe Tiefe und unten von den wild aufschäumenden Wellen des Rheines verschlungen wurde, der es in seinem tiefsten Schoße begrub.

Todesstille herrschte, wo die Jungfrau den himmlischen Retter in unaussprechlichem Seufzen pries; Todesstille

herrschte auch dort, wo dichtgeschart das Volk bei den Priestern stand und staunend Zeuge des Wunders gewesen war.

Doch der Peiniger war überwunden und tot, die Jungfrau wunderbar gerettet; da konnte Jubel und Preis nicht fehlen. Zur Jungfrau eilten sie und lösten ihre Bande; sie aber hielt das Kreuz hoch und redete Worte voll wunderbarer Macht, die ihnen durchs Herz gingen. Sie führten sie hinab zum Stammeshaupte und verkündeten die wunderbare Mär. Tiefen Eindruck machte sie dort. Als aber die Jungfrau anlangte, erhob sie begeistert ihre Stimme und rief:

„Erkennet, daß der Herr der lebendige Gott ist, der mich vom Tode errettet und Euren Götzen getötet hat! Gebt ihm allein die Ehre!“

Das Ereignis und dies Wort wirkten gewaltig, und sie wandten sich zu dem Herrn, und sie weilte unter ihnen, verkündigend das Wort des Lebens. Die Liebe in der beiden Brüder Herzen wurde verklärt im Lichte des Evangeliums, daß alle Schlacken der Erde zerfielen und sie fortan die Jungfrau verehrten wie ein höheres Wesen. Sie ließ Priester kommen von Trier, die das Werk der Bekehrung des wilden Volkes zu Christo vollendeten und später den Grund legten zu der Abtei Heisterbach, und in ihren geweihten Räumen fand die Jungfrau ihre Ruhestätte, als sie nicht lange darauf zu des Herrn Freude einging, viel beweint und viel beklagt.

Lore-Ley.

Die Jungfrau vom Lurleifels.

Unterhalb Kaub, wo das Rheinthal noch enger wird, der Strom sich in mancher Krümmung durch die steilen Berge windet und schauerliche Wildnisse mit freundlichen Obstgärten und Weinhöhen malerisch wechseln, glaubt man sich mehr als irgendwo in die romantische Welt der Zauberer, Feen und abenteuernden Ritter versetzt, besonders da, wo unweit Oberwesel die waldige Bergschlucht zum Vorschein kommt, deren Hintergrund ein Felsenschloß bildet, das sich in seltsamen Formen und Geklüften emportürmt. Er heißt der Lurleifelsen. Lauschen wir, was die Sage darüber berichtet:

In den Tagen der Vorzeit hörte man oft, wenn der stille Mond Wälder und Strom beglänzte, von dem Lurleifelsen herab eine Stimme süß wie Flötenton schallen, und manchmal ward auf dem steilen Gipfel eine Jungfrau von der lieblichsten Gestalt erblickt, die aber, sobald jemand das Auge zu ihr empor gerichtet, wie ein Morgenduft entschwand und wehmütige Sehnsucht in seinem Herzen zurückließ. Mancher auch erfuhr noch ein traurigeres Los, denn seinen Kahn den Strom hinablenkend, horchte er im wonnigen Traume dem holden Gesange, stieß an verborgene Klippen und sank ins feuchte Grab.

Aber in dem moosbedeckten Hüttchen am nahen Strande wohnte ein Fischer mit seiner jungen Gattin, ein treuliebendes und fleißiges Paar. Als dieses einmal im letzten Schein der Abendröte noch hier sein Tagewerk trieb, erschien ihm plötzlich die holde Jungfrau, und in scheuer Ehrfurcht traten beide zurück, doch ein freundlicher Gruß der lächelnden Nymphe milderte ihre Furcht, und auf den Wink derselben folgten sie zu einer Stelle des Rheines. „Fischet hier!"

so sprach die Jungfrau, damit verschwand sie in das Gebirge. Und sie warfen das Netz aus und thaten den reichsten Fang.

Bald nun verbreitete sich auf den Höhen und in den Thälern rings umher die wundersame Kunde, wie jenes Fischerpaar das göttlich schöne Frauenbild gesehen. Damals herrschte ein Pfalzgraf namens Albrecht hier am Rhein. Sein Sohn, ein edler, feuervoller Jüngling, war ein großer Freund der Jagd. Darum hielt er gern sein freudiges und glänzendes Hoflager in dieser Gegend, wo er schon in der Morgenröte Schimmer mit rüstigen Jägern bei Hörnerklang und Meutegebell das Hochwild durch Flur und Hain verfolgte und manchen stattlichen Hirsch sein sicherer Pfeil traf. Als aber nun zu ihm die Sage drang, wie man dort am Strande das Felsenkind in so wunderschöner Gestalt erblickt, da schuf er sich von diesem Wesen ein so reizendes Bild, daß es, ihn Tag und Nacht verfolgend, sein Herz mit Lust und Gram bewegte; denn wie eine liebliche Fee des Morgenlandes, wenn sie, mit den Rosen ihres Zauberreiches geschmückt, aus einer Silberwolke tritt und ihrem Günstling Wonne und Glück verheißt, so stand oft die holde Maid in nächtlichen Träumen vor ihm, und voll Trauer und Unmut fuhr er auf, wenn der heitere Tag ihn weckte. Er vergaß die Freuden des Waldes, wo er den Gedanken seiner Sehnsucht nachhing. Aber diese ließ ihn endlich nicht mehr ruhen; er bot seine Sassen auf, und alsbald stiegen alle mit ihm zu Roß, und stromabwärts ging der Ritt. Nicht weit von Oberwesel wurde Halt gemacht. Hier trat der junge Graf in einen Kahn und fuhr gegen den Lurlei. Schon sank die stille Nacht auf Wiesen und waldige Höhen, und am klaren Himmel funkelten die goldenen Sterne. Mit einemmal riefen die Ruderer: „Ach, Herr, seht Ihr dort die Zauberin? — Doch laßt uns ja nicht weiter fahren!"

Der Jüngling schaute empor und sah die Jungfrau im schneeweißen Gewande am Felsabhange sitzen und jetzt ertönte ihr himmlischer Gesang.

Darauf erhob sie sich, wallte lächelnd zum Ufer herab und flocht, vom sanften Mond beschienen, sich einen Kranz von Wasserblumen, Binsen und Schilf für ihre Locken.

„O edler Herr," riefen jene wieder, „wie schön ist

diese Wellenfee! Welch bezauberndes Antlitz! Welch langes goldenes Haar! — Doch fahrt, o fahrt nicht dorthin!"

Aber wie ein westlicher Sturm die krause Wolke dahinjagt, so drängte ihn fort die süße Qual, und er gebot: „Lenkt, ihr Schiffer, den Kahn zu jenem Ufer! Nur schnell und ohne Säumen!"

Sie folgten seinem Befehle, obschon mit bangem Grauen, und als man dem Strande nahe kam, da winkte freundlich die Jungfrau und der Graf, nicht mehr seiner Sehnsucht mächtig, konnte die Landung nicht erwarten, sondern that, die Heißgeliebte zu umarmen, einen Sprung aus dem Kahn; doch erreichte er das Ufer nicht, und ihn rissen die Wellen des Stromes hinab, der grollend sich hier an dem Felsen brach.

Angstvoll und in rascher Eile fuhren die Knechte zurück und meldeten dem Pfalzgrafen die traurige Geschichte. Wer beschreibt den unsäglichen Schmerz, der den Vater um den geliebten, ihm so schrecklich entrissenen Sohn ergriff! Doch gebot er mit wildem Grimme seinen Reisigen: „Auf, ergreifet mir die Unholdin und bringt sie, lebendig oder tot, in meine Gewalt!"

„Hochedler Herr," sprach der Hauptmann dieser Schar, „Euer Wort in Ehren, doch halte ich fürs beste, wir stürzen die Hexe gleich dort hinunter in die Flut, sonst kommt der Teufel selbst und löst ihr wieder die Ketten und Bande." — „Sehr wohl, mein Freund, sehr wohl!" versetzte der Pfalzgraf und die Reiter zogen ab.

Schon erblaßten die Sterne, und halb kam der junge Morgenstrahl über das rauhe Gebirge und erhellte rings den Strom, die Auen und das wilde Thal. Der Ritter fuhr mit seinen Waffenknechten über den Rhein, und sie umgaben zu Roß den Lurleifelsen von jeglicher Seite. Mit drei sehr wackeren Kämpen erstieg der Hauptmann die Höhen, da erschien auf der obersten Spitze die Jungfrau. Ihre Locken wehten im Zephyrwinde, und in der lilienweißen Hand hielt sie eine Schnur von Bernstein.

„Ihr Männer von jener Flur des Rheines," so rief sie mit melodischer Stimme den Abgesandten zu, „wen sucht ihr an dieser steilen Felsenwand?" „Niemand als dich

verwünschte Zauberin!" gab der Führer zur Antwort; „du bist unsere Gefangene, und darum sollst du auch sogleich den Sprung ins Wasser thun." — Lachend erwiderte jene: „Wohlan, das Wasser hole mich!" Und leichten Ganges wandelte sie dreimal auf und ab, warf dann ihre Bernsteinschnur in den Rhein und sang:

„Die weißen Rosse schicke mir,
O Vater, deinem Kind,
Auf daß ich reite fort von hier
Mit Wogenlauf und Wind!"

Da plötzlich war der Himmel rings umdüstert, ein gewaltiger Sturmwind brauste mit Regengüssen heran, hoch schäumte die Brandung am jähen Gestade, und — zwei Wellen, fast an Gestalt zwei weißen Rossen gleich, erhoben sich aus dem Fluß, wandelten hoch zum Lurleifelsen empor und trugen schnell wie der Blitz die Jungfrau in den Strom. Sie fuhr hinab, da legte sich des Orkans Wut, die Wolken zogen davon, und neu bestrahlte Sonnenglanz die Fluren.

Staunend ob dem Wunder, erkannte nun die reisige Schar, daß jene zu den weiblichen Wassergeistern gehörte, die man Udinen nennt, welche kristallene Grotten im Schoße der Flut, auch schön gewölbte Klüfte am Ufer bewohnen und den Guten oft hilfreich, den Tückischen oder Mißtrauischen oft feindlich sind. Als sie nun mit dieser Kunde zu ihrem Herrn zurückeilten, da trat auch zugleich mit ihnen — o welch ein Glück für das Vaterherz! — der totgeglaubte Sohn wieder ein. Den Halbbetäubten hatte eine Welle aus dem Strom emporgehoben und ihn dann sanft an das Ufer gebracht.

Selten nur ließ sich seitdem die Jungfrau hier sehen; doch rief sie, wenn Schiffe vorbeifuhren, aus der Felsenkluft mit neckendem Schall der Stimme den Vorüberseglenden nach.

Kaub.

Die Pfalz im Rhein.

In einer reizend schönen Gegend am Rhein liegt das Städtchen Kaub. Seine zertrümmerte Burg wurde in der Vorzeit von edlen und unedlen Rittern und Herren bald als Hort, bald als Geisel der Rheinschiffer und Pilger benutzt. Noch sind die Spuren eines Kastells sichtbar, welches vom römischen Feldherrn Drusus angelegt sein soll. Der kleine Ort mit seinen wenigen Straßen, in deren einer eine uralte, aus derben Quadersteinen aufgeführte Mauer den Häusern teilweise als Rückenwand dient, beurkundet in seiner gemischten Bauart bis zum dicken Turme hinauf ein sehr hohes Alter. Wie die Grundmauern mancher Häuser an die Römerzeit erinnern, rufen die Reste der Burg Gutenfels das Mittelalter ins Gedächtnis zurück. Ihren Namen soll sie von einer Nüringschen Erbtochter Guta führen, die durch ihre Schönheit manchen hohen Herrn berückte, bis irgend ein König sie als sein eheliches Gemahl in sein Schloß führte. Berühmt ist die Burg in späterer Zeit wieder durch Gustav Adolf, den ritterlichen Schwedenkönig, geworden. Er verweilte gern und längere Zeit auf der Burg, wo er zu wiederholten Malen über seine Truppen große Heerschau hielt. Nach ihm wurde ein Saal in derselben der „Königssaal" genannt, der lange nach dem Könige gut erhalten blieb.

Dem Städtchen gegenüber liegt mitten im Rhein die altberühmte Inselfeste Pfalz, die vom britischen Dichter Bulwer wegen ihrer vielen weißen Zinnen und Türmchen und der Windfähnchen darauf mit einem Orlogschiff verglichen wird, das, des Flusses Lauf und seine Ufer bewachend, an Ketten im Rhein vor Anker liegt. Sie hieß früher Pfalzgrafenstein und war laut darüber vorhandener Urkunden

lange Jahre Eigentum des Grafen von Falkenstein. Ludwig der Bayer soll sie zur Zeit, als ihm die Rheinpfalz gehörte, erbaut haben.

Ueber die Grundbestimmung dieser Pfalz im Rhein gi.. es verschiedene Vermutungen, von denen die prosaischere das Ganze für einen Wartturm erklärt, welcher angelegt wurde, um die Schiffe, welche hier den Rheinzoll entrichten mußten, beobachten zu können. Die poetische Sage dagegen erzählt von einer Liebe des tapfern Herzogs Heinrich von Braunschweig zur schönen Agnes, der Tochter Pfalzgrafs Konrad von Staufen. Konrad war aber jenen Absichten zuwider, weil Heinrich Welfe war und weil Kaiser Heinrich VI. sich bei ihm um die Hand der Jungfrau für einen seiner nächsten Verwandten bewarb. Um der Tochter die Gelegenheit, sich dem feurigen und mächtigen Braunschweiger zu nähern, abzuschneiden, ließ er die Pfalz im Rhein erbauen, und schloß Agnes bis zu völlig entschiedener Sache ein. Die Mutter aber nahm sich der Liebenden an und ließ dem jungen Herzog, wenn er zur Nachtzeit im Fischerkahn zur schönen Rheinundine heranschwamm, das Fallgatter der Wasserburg öffnen, damit das Pärchen vertraulich zusammen kosen könne. Diese Gelegenheit benutzte der schlaue Braunschweiger und brachte einen Priester mit, der ihren Bund segnete. Jetzt entdeckte die Pfalzgräfin ihrem Gatten das Geheimnis, und dieser eilte außer sich nach Speier zum Kaiser und bat um Verzeihung. Heinrich aber, der schon die schöne Pfalz beim Rhein mit seinem Hause vereinigt glaubte, zürnte gewaltig auf und verweigerte ihm die Anerkennung seiner Erben zu Pfalzgrafen so lange, bis er ihm ein förmliches Dokument über die Trauung sowohl als über die erfolgte Geburt eines Enkels würde vorgelegt haben. Die schlaue Pfalzgräfin wußte auch hierin Rat zu schaffen, und der tapfere Braunschweiger brachte so eines der schönsten deutschen Länder zu seinem sächsischen Erbe und wurde zugleich Pfalzgraf bei Rhein. Konrad aber gab, um für die Zukunft der Zeugen bei solchen Vorfällen sicher zu sein, ein Hausgesetz, vermöge dessen alle künftigen Pfalzgräfinnen ihr Wochenbett hier über den Fluten des Rheins aufschlagen und auf dem Pfalzgrafenstein die neugeborenen

Erbrechte ihres Stammes darlegen sollten. Dieses einzige Kämmerlein, welches eben nur für das Wochenbett selbst Raum hat, zeigt man noch jetzt vor, wenn man zur einsamen Pfalz hinüberschiffen und auf schmaler Treppe durch die Fallthür eingehen will.

Ingelheim.

Eginhard und Emma.

Auf einer Anhöhe des linken Rheinufers liegen lang hingestreckt zwei kleine Städtchen. Beide sind uralte, geschichtlich vielfach bedeutsame Orte, nämlich Ober- und Nieder-Ingelheim. Durch die wunderschöne Lage angelockt, ließ sich Karl der Große in letzterem nieder und erbaute sich hier seinen weltberühmten Palast. In den Räumen desselben trug sich auch die vielbesungene, von der Sage ausgeschmückte Geschichte Eginhards und der Kaisertochter Emma zu. Vernehmen wir sie, wie sie uns überliefert ist.

Wenn Karl der Große in Ingelheim von den vielen Sorgen der Regierung, von den Beschwerden seiner Kriege, Züge und Reichshandlungen ruhen wollte, so trat sein Geheimschreiber Eginhard zu ihm und las ihm die sorglich gesammelten Heldenlieder und Geschichten vor, die er in einem kostbaren Buche zusammengetragen, und um ihn saßen seine Gattin und seine blühenden Töchter und Söhne und lauschten der wohlklingenden Stimme des Vorlesers, der bald grauenhafte, dann wieder wunderbar lautende und mild und sanft das Herz rührende Mären vortrug, welche ebensowohl Gottes Wunderthaten als die Kriege und Siege und der Liebe sanfte und bewegende Freuden und Leiden schilderten.

Eginhard, noch in blühender Jugend und doch reich an Geist, Kunst und Wissen, war des großen Kaisers vertrautester Geheimschreiber, des Kaisers Liebling, treu wie Gold und ihm ergeben mit ganzer Seele. Er verstand die wunderbare Kunst des Schreibens wie sonst keiner.

War es ein Wunder, daß er nicht bloß des Kaisers, sondern der ganzen Kaiserfamilie in ihren männlichen und weiblichen Gliedern Liebling wurde? Und ist nicht auch einer Kaisertochter Herz ein liebebedürftiges Mädchenherz? — Und nimmt nicht auch dieses jugendlich pochende Herz eines Mannes schönes Bild in seinen innersten, geheimsten Schrein auf? Und hat die Liebe je gefragt nach dem, was in der Welt und ihren künstlichen Abständen die Herzen scheiden will, wie es die Stände scheidet? — Die Antwort, wurzelnd im Boden der Erfahrung, ist entschieden eine verneinende.

Am Kaiserhofe blühte Karls schönste, reinste Blume, seine Emma, das Kind, welches ihm noch keine trübe Stunde bereitet, das seinem Herzen von allen am teuersten war, die jüngste seiner Töchter.

Gerade dieses noch so kindlich sich hingebende Mädchenherz trug Eginhards männlich schönes Bild in seinem tiefsten Grunde und umfaßte es mit der ganzen Kraft seiner Liebe sich selbst noch unbewußt.

Konnte das aber dem Jüngling verborgen bleiben, wenn er die Mären vorlas, in denen die Liebe zwei Menschenherzen verband, und er — an seine tiefsinnige Liebe zur schönsten Kaisertochter dachte; wenn der Ausdruck seiner Stimme von dem Kunde gab, was seine Seele erfüllte, und sein Blick der Kaiserjungfrau sagte: du, nur du bist es, an die ich denke, die ich liebe, für die ich mein Leben hinzugeben bereit bin?

Da fliegt ins Herz der zündende Funke, und das Verständnis tritt ungesucht hinzu, und das „Sichfinden" drückt dem Bunde das Siegel auf.

So regte sich's in den beiden jugendlichen Herzen, und sie fanden sich, verstanden sich, und im heimlichen Kosen bestand ihr unsägliches Glück. Da ist nur ein Wachsen

möglich, und der Zauber des Geheimnisses fördert dies Wachsen.

Sie sahen sich, und das arglose, von heißer Liebe erfüllte Mädchen vergaß der Sitte streng gezogene, eiserne, aber auch heilige Schranke, vergaß gleich Eginhard die Kluft, die die Kaisertochter vom Bediensteten, wenn auch Freien, schied; sie vergaß des Vaters Strenge und seines Zornes verzehrende Macht, und Eginhard war blind genug, in der Ferne des kaiserlichen Vaters Zustimmung zu sehen, weil er sie hoffte und begehrte.

So blühte ihre Liebe heimlich im süßesten Glücke wie das wunderbar duftende Veilchen im Schatten der Sträucher und niemand ahnte sie, kein Auge sah's, und keine Verräterzunge trug das Geheimnis zu des strengen Vaters Ohr.

Aber es sollte dennoch dem Kaiser kund werden!

Wie die Liebe wuchs, schwand die Vorsicht, schwand die heilige Scheu vor der Sitte des Frankenvolkes, die des Jünglings Fuß fern hält von der Schwelle der Geliebten, wenn nicht der Eltern Auge die Hut hält über das liebende Paar oder der gesellige Kreis.

Jede Nacht, wenn der dunkle Schleier die Berge, den Strom, der drunten rauschte, und den Palast umgab, dessen Bewohner im Schlafe Erquickung fanden, schlich Eginhard hinüber zum Frauenhause, dessen Schwelle zu solcher Stunde nur der Vater oder der Gatte überschreiten durfte, ohne der Strafe des Todes gewärtig zu sein, und wenn der Morgen graute, schied er von der Geliebten. Und lange, gar lange bestand solches Kommen und Gehen, und niemand wußte darum, als die zwei in ihrem verborgenen Glücke.

Da kam einst früh der Herbst. Die Traube von Ingelheims Höhen war gereift und gepreßt; das Laub gilbte an den Rüstern, die auf dem Walde enggedrängt den Schutzhag bildeten, und der Sturm fuhr durch die ächzenden Aeste. Dunkle Wolken lagen wie Berge getürmt am Himmel und wehrten den Sternlein, herabzublicken auf die liebe Erde, die sie so gern beschauen und mit ihrem Liebesblicke erhellen und die Wolken dachten daran, in ihr schneeweißes wärmendes Vließ die Erde zu hüllen, daß der Keim des Lebens erhalten bliebe zum künftigen Lenzschmuck.

Kein Licht der Ampel leuchtete mehr an den Fenstern des Palasthofes, und selbst in des großen Karls Gemache, wo er noch spät mit dem Kanzler verkehrt hatte, war es erloschen.

Nur das Auge der Liebe wachte drüben im Frauenhause und hüben in Eginhards Kammer. — Und die Pforte that sich auf, — leise und lautlos hüben und drüben und schloß sich wieder ebenso stille, und mit dem Mantel verhüllt, schlich eines Mannes Gestalt an den Mauern vorüber, und eine kleine, schneeweiße Hand öffnete drüben und schloß.

Der Wind rauschte nicht mehr in den Rüstern. Es war totenstille; aber die Wolken deckten liebend die Lebenskeime in der hartgefrorenen Erde mit ihren schneeweißen, schützenden, wolligen Flocken immer dichter und dichter und die Schläfer so wenig wie die etwa in Liebe, Leid oder Weh Wachenden dachten an das stille Liebeswerk, das die treusorgenden Wolken vollbracht.

Drüben in Ingelheim krähten zum erstenmal die Hähne dem kommenden Tage ihren Gruß zu.

Des großen Karls Herz trug schwere Sorge; denn dort an der fernen Elbe Strand stieg allnächtlich ein besiegtes Volk zu den Altären seiner Götzen, und doch war es getauft auf den Namen Jesu mit dem durch Segen, Wort und Gebet geweihten Wasser der Elbe; dort rüttelte dies Volk an den Banden in die es der große Kaiser gelegt. Krieg, Blutvergießen steht wieder in Aussicht, denn gütlich werden sich die Sachsen nicht beugen.

Er hatte gewacht und beraten mit seinem Kanzler, sich dann zur Ruhe gelegt um keine zu finden. So kommt die Zeit des bald anbrechenden Tages nach qualvoll durchwachter Nacht Ihn brennt das Auge, die Morgenluft kühlt es Er kleidet sich an und tritt an das offene Fenster und schaut hinaus in den Kampf zwischen Finsternis und Licht, darinnen sich das abspiegelt, was in Sachsen vorgeht. Wird dort das Licht siegen, wie in diesem Kampfe? — Ein Leichentuch liegt über der Erde! Deutet's hin auf das Leichenfeld, das an der Elbe die Frucht des Mähens mit dem Schwerte ist! Das sind die Kaisergedanken, aber

freundlich sind sie nicht, erquickend nicht. Schwer legt sich Unmut und Schmerz auf seine Seele.

Horch! War das nicht das leise Knarren der Pforte am Frauenhause?

Karl blickt dahin. Er sieht zwei Gestalten, eine zierliche Frauengestalt, eine männliche dabei, die um die schlanke Hüfte traulich den Arm legt. — Schärfer, weil innerlich erregt, schaut er hin; aber noch stehen beide im Schatten der Pforte. — Er hört ein, wie es scheint, beklommenes Flüstern. — Aber dann! — Was stellt sich ihm dar? — Eine schlanke Jungfrau trägt den Mann ihrer Liebe hinüber zu Eginhards Thür; dann noch eine Umarmung, ein Kuß und leise wie ein Schatten huscht die weibliche Gestalt wieder hinüber und verschwindet in der Thür des Frauenhauses.

Aber eine solche Gestalt, eine solche Fülle wallender blonder Haare besitzt nur eine, so schwebend ist nur einer einzigen Gang. — Emma, dein Kind, die Jungfrau, kaum erblüht, die Kaisertochter in Liebesbande mit dem — Untergebenen!

Wild braust des Mächtigen gewaltiger Zorn auf. Zum Schwerte greift er, mit Blut zu sühnen die Schuld zertretener Sitte am Kinde wie am verbrecherischen Diener! — Schon stürmt er zur Pforte des Gemaches, das Zuchtgericht schrecklich zu halten, — — da ist es, als ob eine unsichtbare Hand ihn erfaßte und zurückrisse. Emma! ruft's laut in seinem Herzen. Emma! Dein Liebling, das holde Ebenbild ihrer schönen Mutter! Und Eginhard, der Treueste deiner Treuen, der Tüchtigste deiner Tüchtigen! Eginhard, der dir Dienste geleistet wie keiner, den dir keiner ersetzen kann!

Er sinkt in den Sessel, welcher ihm schon so oft der Sitz der Sorge gewesen, wo mancher milde, aber auch strenge Entschluß die Reife gewonnen. Er bedeckt seine Augen mit den Händen, und — als er sie wegthut, leuchtet mild die Sonne über das schneebedeckte Land.

Ein Engel des Erbarmens hat unsichtbar sein Herz mit einem Palmenzweige berührt. Er aber will nicht entscheiden über die Schuldigen, sein enger Vertrauensrat, die gewiegten Männer des Glaubens, des Rechtes und der Staatsklugheit sollen das strenge Sittengericht halten!

Sie erscheinen auf seinen Ruf schon früh am Morgen. Sie erschrecken über des Kaisers bleiches, kummervolles Antlitz, über den tiefernsten, drohenden Ausdruck seiner Blicke.

Dort sitzt Eginhard, der Geheimschreiber, und es zieht ein unbestimmtes banges Ahnen, ein Beben durch Seele und Leib.

Da spricht der Kaiser mit hohler Stimme: „Saget an, ihr meine Räte, ihr Wächter des Heiligtums, der Sitte, des Rechtes, welche Strafe soll den treffen, der das unbewachte Herz des Kaiserkindes verführt hat?"

Die greisen Räte sehen erschreckend den mächtigen Kaiser und Vater an, der das eigene Kind und einen ungenannten Frevler so schwer beschuldigt. Sie schweigen betroffen; — aber kalt bis ins Herz, todeskalt und die Hände gefaltet, sitzt er da, vom dem des Kaisers Mund, nur ihm verständlich, geredet!

Noch einmal und schärfer fragt mit denselben Worten der Kaiser.

Ueberwältigt von dem Gewichte der Thatsache, daß es ein Urteil über des Kaisers Kind gelte, erheben sich die Räte, und wie aus aller Herzen und Mund spricht der Kanzler: „Der Kaiser, der Vater allein ist der Richter!"

Der Kaiser senkt das Haupt. Er steht lange da, und in seiner Brust tobt ein schrecklicher Kampf.

Da hebt er das Haupt. Sein durchdringender Blick ruht auf Eginhard.

„Du, Eginhard, sollst mir antworten, welche Strafe den Verbrecher treffen soll."

Eginhard, den Kopf zur Brust gesenkt, erhebt sich. Er tritt wankenden Schrittes in die Mitte des Kreises, beugt seine Kniee zur Erde, faltet seine Hände vor der kaum noch atmenden Brust, und langsam, aber bestimmt spricht er: „Der Tod!" — Und er bleibt in seiner Stellung, die Bestätigung, vielleicht den Vollzug seines Urteils erwartend.

Karls starke Brust arbeitete sichtbar mächtig, — aber die strengen Züge mildern sich, ein unverkennbarer Zug einer gewaltigen Rührung wird auf den Zügen sichtbar.

Was da drinnen in dieser starken Mannesbrust vorgeht, wer weiß es?

Nach einem minutenlangen Schweigen entläßt der Kaiser seinen Rat und zu Eginhard spricht er: Folge mir!"

Emma, von Schuldbewußtsein und Angst gefoltert, war früh erwacht, war vom Lager aufgesprungen und an das Fenster geeilt, und ihr forschendes Auge hatte die Spur ihres kleinen Fußes im verräterischen Schnee gesucht mit bebendem Herzen. Aber wie wurde ihr so leicht! Neuer Schnee war zur Erde gefallen und hatte ihre Spur verdeckt, völlig vertilgt. Sie sank mit gefalteten Händen auf die Kniee, voll Reue, voll Schmerz, voll Dank und gelobte Besserung, gelobte schwere Buße!

Da öffnete sich plötzlich mit schwerem Druck die Thür, und sie erblickte, zum Tode erbleichend, zitternd wie der Pappel Laub im Winde, — den strengen, bleichen Vater und — hinter ihm, den vom Gewichte seiner Schuld gebeugten Eginhard.

Statt aufzuspringen zum kindlichen Gruß, — sinkt ihr schönes Haupt in die gefalteten Hände tief herab zum Boden, und ein lautes, erschütterndes Schluchzen ist das einzige Zeichen, daß Leben in der schönen Gestalt ist.

Erschütternd war ihr Schmerzenszeichen, ihr Schluchzen, erschütternd war der Ausdruck der Scham, die nicht in das Vaterauge zu blicken wagte, für das schon so tief bewegte Vaterherz!

Es mußte ringen mit dem überwältigenden Gefühle, ehe der Kaiser Worte finden konnte. Als er sie endlich fand, fielen sie wie zermalmende Hammerschläge auf die Schuldigen; dann aber wurden sie milder und milder und endlich weich und voll Wehmut, weil besiegt von der Vaterliebe und der tiefsten Beugung der Schuldigen.

Mit solchem Ausdrucke sprach er es aus, daß nicht die Strafe des richtenden Schwertes sie treffen solle, daß aber ihres Weilens nicht mehr am Kaiserhofe sei. Er werde sie mit den nötigen Mitteln versorgen, noch diese Nacht von seinem Kaplane trauen lassen in der Palastkapelle, dann aber müßten sie augenblicklich Ingelheim verlassen. Irgendwo, möglichst fern, sollten sie sich eine neue Heimat suchen. Betend wollte er ihrer gedenken, aber nie sie wiedersehen!

Er wandte sich und schritt von dannen.

Ueber dem weiten Palaste lag ein düsteres, unheimliches Wesen, eine beängstigende Stille, und doch wußten nur die wenigsten um die Ursache.

Zwei Rosse und zwei schwerbeladene Saumrosse, von Eginhards Diener gehalten, harrten, als die Dämmerung sich herabsenkte, an dem Thore des Palastes!

In der Kapelle war es tageshell. — Bald wankten zwei Gestalten heraus, bestiegen weinend die Rosse, dann der Diener das seinige; er erfaßte die Zäume der Saumrosse, und in der tiefer herabsinkenden Finsternis verschwand der Trauerzug, denn das war er im vollen Sinne des Wortes.

Rheinaufwärts nahm er seine Richtung, setzte dann über den Strom und folgte dem Main lange Zeit bis zu einer schönen Stelle, wo der mächtige Wald bis ans Ufer heranreichte. Dort baute Eginhard mit dem treuen Knechte in der stillen Waldeinsamkeit von gefällten Stämmen ein Haus, verwahrte es gegen Kälte und Sturm, und — die Vergessenheit legte ihren alles verhüllenden Mantel über das büßende, verstoßene Paar, bei dem erst spät der Friede wieder einkehrte.

Im Kaiserpalast war die Freude verstummt, von des Kaisers Antlitz die Heiterkeit verschwunden. Ereignisse auf Ereignisse drängten sich; Regentensorgen, Kriegsvorbereitungen folgten einander, und im Frühlinge zog Karl zur Elbe, wo die Kriegsfackel wild aufloderte.

Gebeugt war er weggezogen von Ingelheim, nach Aachen kehrte er wenn auch sieggekrönt, innerlich gebeugt zurück.

Seine Perle fehlte, seine Emma. Ihr Name, der Name Eginhard wurde nicht mehr genannt.

Jahre kamen und gingen. Die Zeit milderte des Kaisers Weh, Gehört hatte er nichts von dem Paare. Als tot, wenigstens tot für ihn, hatte er sie betrauert, und allmählich sich wieder erhebend, gab er sich seinen Reichsgeschäften hin, nur je und dann in der Jagd eine Erholung suchend.

Er hatte jahrelang Ingelheim nicht mehr gesehen, weil er den Schmerz der Erinnerung nicht wieder erwecken wollte

Endlich zog es ihn wieder an die sonnigen Ufer des Rheines. Er kam zurück nach Ingelheim.

Freilich wurde da das kaum Ueberwundene wieder lebendig, aber leichter fand sich der Greis in die Umstände, die unabänderlich waren.

Und wieder einmal kam der Herbst mit seiner Farbenpracht in Berg und Thal, mit welcher die Natur noch einmal des Menschen Auge und Herz erfreuen will, ehe sie sie bannt in die Räume, wo das Feuer erwärmen muß, weil die Sonne den Dienst der Liebe für alles, was lebt, versagt.

Das Hifthorn erschallte, die Hunde bellten, die Rosse wieherten; der Jagdzug ging in die Forste des Odenwaldes, dort oben, wo er dem Spessart die Nachbarhand reicht.

Dort war der Kaiser seit vielen, vielen Jahren nicht gewesen; dort verhieß die Jagd reiche Beute und Lust.

Tage und Wochen hatte der Kaiser das Wild verfolgt und erlegt, die Jagd hatte die Gegenden des Nekars verlassen und war in die Nähe des Maines gekommen.

Dort verirrte sich im dichten Walde der Kaiser im leidenschaftlichen Verfolgen eines schneeweißen Hirsches, wie ihn nie sein Auge erblickt. Immer weiter verfolgt er das fliehende Tier. Wo sein Gefolge geblieben, wußte er nicht. Da erreicht er den Main, der seine hochgehende Flut dem Rheine zuwälzt.

Hier, meinte er, sei er seinem Ziele nahe, weil der Fluß des edlen, seltenen Tieres Flucht hemme; aber es war eine Täuschung. In die Flut stürzt sich das verfolgte Tier. Schwimmend erreicht es das jenseitige Ufer, als der hohe Jäger das diesseitige gewinnt; er hält sein schaumbedecktes Roß an und sieht jenseit im Hochwalde seine Beute verschwinden.

Unmutig blickte er um sich.

Ueberall um ihn die Stille des Waldes und vor ihm der schäumende Fluß. Kein Schall der etwa nachfolgenden Jagd, kein Ton der jagenden Meute, keine menschliche Wohnstätte ringsum, und die Sonne neigte sich ihrer Rast zu. Er wendet sein müdes Roß, um sein Gefolge, wenn möglich, zu suchen.

Wie er auch im Walde vordringt, er findet niemand, wie er auch horcht, kein Ton berührt sein Ohr, als etwa die Stimme eines Raubvogels, der zu seinem Horste zurückkehrt.

Er wendet sich wieder dem Flusse zu, weil er da eher eine menschliche Wohnstätte zu finden hofft.

Der Mond war schon über dem endlosen Walde aufgegangen, und der Kaiser hatte sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, unter dem fast laublosen Geäste eines Baumes sein luftiges Nachtlager halten zu müssen, als er eine Lichtung in der Nähe des Flusses erreicht und einige rohe Gebäude vor sich sieht, und durch ein kleines Fenster schimmernd ein Licht.

Er reitet zu dem Gehöfte, und im Zwielichte tritt ihm ein stattlicher Mann entgegen, dem er den Gruß entbietet und um eine Erquickung und ein Nachtlager bittet. Das wird ihm mit Freuden gewährt.

Während der Kaiser noch vor der Thür des Hauses weilt, um zu sehen, wohin der Mann sein Roß bringe, erblickt den vom Mondenscheine Beleuchteten das junge Weib, das als Hausfrau in dem Hause waltet, und schier wäre sie mit dem Ausruf unaussprechlicher Freude zusammengebrochen; aber zum Glücke tritt ihr Gatte durch eine Hinterthür in die Küche, flüstert ihr ein paar Worte zu und eilt dann, seinen Gast in das Gemach zu führen, wo der Mond sein täuschendes Licht verbreitet, aber keine Ampel angezündet wird.

Hier wechselten sie einige Worte, und den Kaiser dünkt's, er vernehme den Laut einer bekannten Stimme; aber er weiß sich doch nicht recht damit zurechtzufinden.

Nach einiger Zeit bringt ein liebliches Kind Licht und rüstet zum Mahle den Tisch.

Ihm muß der alte Kaiser seine Blicke zuwenden, denn aus diesem blühenden Gesichte, so will es ihm scheinen, blickten ihn die lieblichen Züge seiner Emma an, und das in reicher Fülle sie umlockende Haupthaar — nur Emma hatte es so!

Der Hauswirt aber sitzt still in einer Ecke, wo der Ampel Schatten auf ihn fällt, und der Kaiser versinkt in ein träumerisches Sinnen.

Da geht die Thür auf, und Emma, das vollendet schöne Weib, tritt herein und setzt den Rehbraten auf den Tisch, aber sie vermag es kaum.

Sie sinkt zu des Vaters Füßen, und neben ihr kniet alsbald Eginhard und das holdselige Kind.

„Vater!“ „Emma!“ erklingt's, und an seinem Herzen ruht das teure Kind, an seiner Schulter lehnt Eginhard, und seine Kniee umfaßt die blühende Enkelin.

Das war zu viel für den so starken Mann. Thränen traten in seine Augen, und als er sie an das Herz gedrückt, rief er aus:

Selig sei die Stadt,
Wo der Kaiser sein Kind wiedergefunden hat!

Und er beschenkte seine Kinder mit reichem Gebiete um die Stelle am Main, wo ihre Wohnung stand, und hier bildete sich der Ort „Seligenstadt.“

Lange noch wohnten hier die Glücklichen, und oft war der Kaiser bei ihnen, die nicht mehr nach dem Kaiserhofe verlangten.

Doch wann ist das Erdenglück ganz und vollständig! Das Abbild der schönen Mutter, die kleine Emma, starb dahin, und das brach das Mutterherz. Wo sie ruhte, gründete Eginhard ein Kloster, in dessen Kirche er ihr ein herrliches Denkmal weihte und auch sich, dem nun so Einsamen, die Ruhestätte bereitete. Auch er folgte der Geliebten bald, und seine Gebeine senkte man neben Emma und ihrem Kinde ein.

Emmas und ihres schönen Kindes Tod nagte an Karls Herzen. Er sah seitdem weder Ingelheim mehr noch die grünen Hallen des Odenwaldes.

Rheinstein.

Die Braut vom Rheinstein.

Mag man rheinaufwärts oder rheinabwärts mit dem Dampfboote fahren, überraschend tritt dem Beschauer das

schöne Rheinstein auf seinem stolzen Felsen entgegen. Es ist ein Stück Mittelalter, das in der hier engen Rheinthalschlucht das Auge fesselt und den Wunsch anregt, die Stätten zu betreten, welche ein kunstliebender Fürst sich zum stillen Aufenthalte wieder aufbaute und im Innern mit kostbaren Kunstwerken und anderen Seltenheiten schmückte.

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts bewohnte diese Burg Siegfried von Rheinstein, ein eben so reicher und mächtiger, als seiner Räubereien und Uebelthaten wegen berüchtigter Ritter. Einst, als er von einem seiner Streifzüge mit schwerer Beute heimkehrte, brachte er ein Weib von ausgezeichneter Schönheit mit, das er aus Frankreich entführt hatte. Aber wie er als Sieger über die Erbeutete triumphierte, fühlte er bald auch von der Sanftmut der schönen Frau sich besiegt.

Der edlen Jutta Ankunft auf Rheinstein bewirkte in des Ritters Wesen eine überraschende Aenderung. Von nun an kamen keine Gewaltthätigkeiten und Räubereien mehr vor; ruhig zog der Kaufmann vor dem sonst so gefürchteten Schlosse vorbei und furchtlos steuerte der Schiffer an den Mauern der Feste vorüber. Juttas schmeichelnde Stimme hatte den Ritter beredet, der früheren Lebensweise gänzlich zu entsagen.

Vordem der geräuschvolle Aufenthaltsort frecher Wegelagerer, ward Rheinstein jetzt die trauliche Behausung des Friedens und harmlosen Genusses. Die wilden Gäste verließen es nach und nach und die rauhen Kriegsgesellen, lüstern nach Beute, suchten anderwärts Dienst; im Dienste Siegfrieds war kein Raubgewinn mehr zu ernten, seit auf seiner Burg das Glück stiller Häuslichkeit herrschte. So hatte es Jutta gewollt, und Siegfried schätzte sie hoch.

Aber dies stille Glück sollte nicht lange ungetrübt bleiben. Nach einem Jahre ihres häuslichen Waltens starb Jutta bei der Geburt eines Töchterleins, das sie dem Gatten hinterließ. Der Verlust des geliebten Weibes versetzte den Ritter in tiefe Schwermut die nach und nach zu einer düstern Menschenscheu ward Nur der Trost, in dem Kinde ein teures Andenken zu haben, und die Sorge um dies kostbare Unterpfand fesselten ihn noch am Leben, und der Erziehung seiner Tochter widmete er seine Tage

Gerda, so hieß das Mädchen, entwickelte bald die herrlichsten Eigenschaften, das Erbteil der edlen Mutter; wie eine zarte Blume allmählich zur Pracht sich entfaltet, wuchs sie auf zu Anmut und Liebreiz unter der schirmenden Sorgfalt des Vaters.

Indes, wie zurückgezogen auch bisher Siegfried lebte, so konnte er doch ermüdeten Wanderern oder frommen Pilgern, die am Fuße des Berges anhielten, gastliche Aufnahme nicht versagen, und so ward denn gar bald der Schatz, welchen Rheinstein barg, entdeckt, und verbreitete sich der Ruf von Gerdas Schönheit weit im ganzen Lande umher. Nicht lange währte es, als auch schon eine Menge Ritter, hohen sowohl wie niedern Adels, auf Siegfrieds Burg sich einfanden, alle mit dem Wunsche, eine Ehe zu schließen, welche doppelten Gewinn verhieß, nebst den Reizen der herrlichen Jungfrau die großen Reichtümer des Vaters. Um sich endlich der Freier, die mit jedem Tage sich mehrten, mit einemmal zu erwehren, beschied der alte Herr von Rheinstein sie alle nach Mainz zu einem Turniere, welchem er daselbst mit Gerda beiwohnen wollte; die Hand der schönen Erbin sollte der Preis des tapfersten Kämpfers sein.

Nicht leicht zählte ein Turnier mehr Teilnehmer als dieses, und der Ritter prangend Gefolge und glänzender Waffenschmuck vermehrte die Pracht des Festes; aber die schönste Zierde dabei deuchte alle sie selber, Gerda, die zu gewinnen so viele Edle in die Schranken traten, während sie vom hohen Balkon mit ihrem Vater dem Kampfspiele zusah.

Unter den anwesenden Rittern zeichneten vor allen sich zwei aus, Kurt von Ehrenfels, Besitzer der Burg gleichen Namens, und Kuno von Reichenstein, das, dem Schlosse Rheinstein benachbart, damals mit diesem noch nicht zusammengehörte. Beide Ritter führten einen rühmlichst bekannten Degen, und hatte Kuno, jünger als sein Gegner, die Vorzüge einer feineren Bildung und eines edleren Gemütes, so überbot ihn der rauhe Kurt, der den Beinamen „der Böse" trug, an Reichtum und an ausgebreiteten Besitztümern. Siegfried wünschte daher dem Ehrenfelder den Sieg, Gerda indes hegte schon längst eine stille Neigung zu dem liebenswürdigen Reichensteiner; aber wie die Laune des Glückes

meist wunderlich entscheidet, so entschied sie auch diesmal zu gunsten dessen, welchem die Liebe den Sieg so gern entwunden hätte. Nachdem Kuno alle anderen Nebenbuhler vom Kampfplatze entfernt und mehr als einen der Heiratslustigen schon auf den Sand geworfen hatte, mußte er endlich der überlegenen Kraft des von Ehrenfels weichen, und freudig begrüßte Siegfried nun Kurt den Bösen als seinen zukünftigen Eidam.

Der zur Vermählung bestimmte Tag kam, ohne daß Gerdas Bitten und Thränen den Entschluß des Vaters wanken zu machen vermochten. Mit bleichen Wangen und vom Weinen getrübten Augen schien sie, im reichen Gewande und glänzendem Hochzeitsschmucke, nicht eine glückliche Braut, sondern einem Opfer gleich, das man einem feierlichen Tode geweiht. Aber bevor sie zum Opfer des unbeugsamen Willens ihres Vaters würde, wollte sie erst noch Trost und Hilfe bei der mächtigen Beschützerin leidender Jungfrauen suchen, ihr sich zu Füßen werfen und in der Kapelle des Schlosses zu ihr beten. Und so eilte sie denn in die Kapelle und warf sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau hin. „Ohne deinen Beistand, o Maria, die du voll der Gnaden, bin ich auf immer verloren, Schmerz und Gram werden mich töten! O beschütze mich, schirme dein Kind vor solchem Elend!" Also flehte sie zu der Heiligen, und lange lag sie vor ihr im Staube, als endlich ungeduldig Kurt herbeieilte und sie ungestüm zum Hochzeitszuge aufforderte. Aber das inständige Gebet hatte Gerdas Mut wunderbar gestärkt, und mit ruhiger Miene trat sie dem Ritter entgegen, warf einen letzten Blick nach der Seite hin, wo auf der Zinne von Reichenstein Kuno düster und traurig nach der Burg Rheinstein herübersah, und folgte voll Vertrauen dem voraneilenden Ehrenfelser.

Zu den Gästen des Festes gekommen, bat sie, daß man, um zur Kirche zu reiten, den weißen Zelter ihr sattle, den ihr Kuno von Reichenstein an ihrem achtzehnten Geburtstage geschenkt hatte. Man that, wie sie wünschte, und nun ging der festliche Zug den Berg hinab zur St. Clemenskirche, deren Reste zwischen den beiden alten Behausungen heutigen Tages wieder hergestellt sind.

Kuno sah von seiner Burg herab den Zug, und

unentschlossen, ob er an seinem Nebenbuhler sich rächen oder sich auf immer in ein Kloster begraben sollte, starrte er, in Kummer versunken, vor sich hin, als plötzlich ein außerordentlicher Anblick ihn aus dem schwermütigen Sinnen weckte. In dem Augenblicke, da eben der Zug bei der Kirche angelangt war, begann Gerdas Pferd, welches bis jetzt ganz ruhigen Schritt gehalten, heftig sich zu bäumen und alles, was sich ihm näherte, über den Haufen werfend, lief es wütend davon. Sogleich jagten die Reiter ihm nach, es zurückzuführen; aber vergebens, es stürmte dahin, erst dem Rheine zu, in welchen sich zu stürzen Gerda es noch antrieb, denn der Tod im kühlen Strome wäre ihr erwünscht gewesen, am Ufer des Flusses jedoch wandte das treue Tier um, und schnell wie ein Pfeil flog es nun den steilen Felsen hinauf, auf dessen Gipfel Reichenstein mit seinen gewaltigen Mauern ruhte; kaum hatte Kuno Zeit, die Zugbrücke niederzulassen, um die Geliebte zu empfangen, welche auf so wunderbare Weise ihm in die Arme geführt wurde.

Sogleich befahl er, daß man die Thore schließe, die Schießscharten versorge und überhaupt alles in besten Verteidigungszustand setze, — unnötige Mühe jedoch, der Himmel hatte schon sein Urteil gesprochen. Wenige Minuten nach Gerdas Ankunft wurde Siegfried, ihr Vater, durch einen Sturz seines Pferdes schwer verwundet, auf einer Bahre an die Thore Reichensteins gebracht: er begehrte freundschaftlichen Einlaß und segnete aus freiem Antriebe eine Verbindung, die zu vollziehen Gott unverkennbar ihm vorgeschrieben. Das dem Ritter von Ehrenfels gegebene Versprechen aber hatte bereits der Tod gelöst, denn in demselben Kahne, in welchem vor einigen Stunden Kurt frohlockend nach Rheinstein gefahren war, fuhr man jetzt eine hochzeitlich geschmückte Leiche nach Ehrenfels zurück: in blinder Wut hinter den Spuren des Zelters, der Gerda entführte, nachjagend, war der Unglückliche an einem Felsen des Ufers mit seinem Rosse gestürzt und hatte den Schädel zerschellt.

Die Ueberlieferung erzählt nicht, ob Siegfried noch lange nach der Vermählung Gerdas lebte und ob blühende Enkel ihm das Greisenalter erheiterten, und ebensowenig, ob seitdem Rheinstein und Reichenstein einen Namen erhielten.

Bücher verleih! kauf! oder
tausch! Moltkestr. W 40